

SCHATTEN AUS STERNENLICHT

Ein Yurvanischer Wandelroman

N i c o l e L i e g e r

1

Letzte Streifen aus Purpur zogen sich über den Himmel, doch unter den Kronen uralter Bäume herrschten schon die Schatten der Nacht.

Amalai kniete zwischen den Farnen und ließ eine weitere fahle Blüte in ihre Hand fallen. Dies war die Stunde, wo die samtigen Kelche sich der Nacht öffneten, wo ihr Aroma am wildesten, ihre Kraft am unbändigsten war. Ein beißend süßer Duft stieg Amalai in die Nase, ein unverschämter Lockruf zwischen Wollust und Verwesung, verheißungsvoll bis an die Grenze der Übelkeit. Doch Amalai wusste, wie die gespenstischen Blumen zu gewinnen waren, und wie ihre verwirrende Essenz zu einem heilenden Balsam gerann.

»Komm, komm zu mir«, flüsterte sie einer weiteren blassen Nachtblüte zu. Nur noch ein oder zwei, dachte Amalai. Die restlichen würde sie reifen lassen. Doch da brachen Äste im Unterholz, und Amalai duckte sich instinktiv zwischen die Farne, als schwere Tritte hinter ihrem Rücken vorbeizogen. Die Vögel flohen kreischend in die Baumwipfel, doch Amalai kroch den Unruhestiftern hinterher, bis sie drei dunkle Gestalten ausmachen konnte, die über die Baumwurzeln dahinstolperten. Was trugen sie da?

Als die drei den Waldrand erreichten und das letzte Wiesenstück hinab zur Festungsmauer eilten, sah Amalai, dass es Kadetten aus der Klingenburg waren. Noch bevor sie das Tor in der Mauer des Hinterhofes erreichten, öffnete sich die Pforte und die Wache kam ihnen über die kleine Brücke entgegen. Dann noch eine Kriga aus dem Hof, und noch eine. Schon bald hatte sich eine aufgebrachte Gruppe aus Kadetten und älteren Krigas vor dem Tor versammelt.

Amalai trat unauffällig näher und spähte zwischen den uniformierten Rücken hindurch. Auf einer Bahre lag ein junger Mann, oder eher ein Bursche. Er war kaum älter als sechzehn und auffallend schön, sein Gesicht so ebenmäßig und vollkommen wie das einer Marmorstatue. Und auch so weiß, so kalt. Er war tot.

Sein Körper war mit einem Tuch bedeckt. Amalai wusste nicht, ob sie wirklich die Konturen zerschmetterter Glieder darunter erkennen konnte, oder es bloß eine alpträumhafte Einbildung war. Sie wandte ihren Blick ab.

Die Krigas rund um die Bahre murmelten. Einige waren stumm vor Schock, andere fluchten leise vor sich hin. Die Kadetten aus dem Wald gaben Erklärungen ab, wieder und wieder, bis einem von ihnen die Galle überlief.

»Ich schwör's! Ich hab's gesehen, mit eigenen Augen!« Er war ein stämmiger Bursche voller Muskeln, doch sein Körper zitterte.

Ein Kamerad legte ihm den Arm um die Schultern und versuchte, ihn zu beruhigen. »Na komm, Kortid.«

Aber Kortid wollte nicht beruhigt werden. »Ich sag's euch! Ich war es, der Hun gefunden hat. Und ich hab's gesehen! Da hockte ein Schatten auf seiner Brust, ein Monster schwarz wie die Nacht! Ein Dämon, der Huns Blut getrunken hat!«

Kortid war unnatürlich blass. Schweißperlen standen auf seiner Stirn. Einige der Krigas schienen ihm zu glauben und waren steif und unbeholfen vor Angst. Andere versuchten immer noch, Kortid zuzureden wie einem kranken Kind.

»Schaut doch selbst! Schaut seinen Hals an!«, schrie Kortid, außer sich.

Die Krigas warfen einander unsichere Blicke zu. Dann trat ein hagerer Mann vor und zog mit knapper Geste das Tuch zurück. Im Schein der Laterne leuchtete Huns Hals fahl wie der Mond, so blass und makellos wie sein Gesicht. Keine Wunden verunstalteten seine Haut. Bis auf zwei winzige rote Punkte an der Seite. Genau über der Schlagader.

Der Kriga fuhr zurück. Andere beugten sich weiter vor.

Ein Flüstern ging durch die Gruppe, die zuvor erwartungsvoll verstummt war. Das Raunen schwoll an wie eine Welle auf stürmischer See, und brach schlagartig ab, als vom Kasernentor her Befehle gebrüllt wurden.

Alle Krigas schlugen sofort die Hacken zusammen.

Wortlos trugen sie die Bahre hinein.

Dumpf knallte das Tor hinter ihnen ins Schloss.

* * *

»Aber es gibt keine Dämonen! Das wissen doch alle!«, polterte Rebonya, und ihre Mandelaugen funkelten die anderen Kadetten an.

Das Wappen der Klingenburg schimmerte im Zwielflicht des Gemeinschaftsraumes. Kortid stand beim Kamin und erzählte seine Geschichte von Huns Tod, und von dem Dämon an seiner Kehle. Manche Kadetten hörten ihm mit verbissener Miene zu. Andere schlugen mit der Faust gegen die Wand oder sanken in sich zusammen, den Kopf in den Händen. In mehreren Ecken entspannen sich hitzige Debatten.

»Dämonen waren nie mehr als Schauermärchen der Feudalen!« Rebonya schüttelte den Kopf so heftig, dass ihr die kurzen schwarzen Haare um die Ohren flogen. »Auf so was fallen wir doch nicht mehr herein!«

Der Kadette neben ihr wiegte bedächtig den Kopf. »Aber Hun ist tot im–«

»Ja, Hun ist tot!« Rebonyas Wut unterbrach ihn. »Und ich kann dir sagen, welcher böse Geist ihn auf dem Gewissen hat!« Sie zeigte mit anklagendem Finger in Richtung Burghalle. »Dieser Geist! Der Menschen in sinnlose Gefahren schickt und das ›Korrektur‹ nennt.« Rebonyas Hand ballte sich zu einer Faust. »In Wirklichkeit drillen diese ›Korrekturen‹ Krigas bloß darauf, mindestens so viel Grausamkeiten auszuteilen, wie sie selbst einstecken mussten.«

Der Kadette verschränkte die Arme vor der Brust und sah Rebonya mit zusammengekniffenen Augen an.

Aber Rebonya polterte weiter. »Du kannst sagen, Hun hatte einen Unfall beim Holzfällen. Aber warum ist denn dieser Unfall überhaupt passiert, bitte schön? Warum war er denn allein diesen Baum fällen?«

»Es war kein Unfall.« Genau in diesem Moment ging Kortid hinter Rebonya vorbei. Sein Gesicht war blass, seine Stimme müde. Nur noch ein Flüstern. »Es war ein Dämon.«

* * *

»Ein Dämon.«

Berqar machte ein paar Schritte zum Fenster und schaute zwischen den Gitterstäben hinaus. Kalt und abweisend ragte die Burg in den Himmel.

»Ein Dämon ist im Wald erschienen und hat Hun getötet.«

So war die Mär zu ihr gekommen, zur Kommandantin der Klinge, der ältesten Kaserne Yurvanias. Es erschien ihr wie ein Omen, voller Warnung

vielleicht, oder voll verborgener Verheißung. Sie musste den verschleierte Ruf entschlüsseln.

Berqar blickte hinaus in die Dämmerung, in blutrote Wolken über den schwarzen Zinnen. Und langsam nahm die Vision Gestalt an.

Ein Schatten stieg über Behrlem auf, über einer schwachen, hilflosen Stadt. Eine Macht der Finsternis bedrohte das Leben unschuldiger Menschen, würde morden, gnadenlos! Ein Dämon war da, eine Ausgeburt der Hölle!

Das war es. Als Berqar sich umdrehte, lag ein Funke in ihren Augen, den sie längst erloschen geglaubt hatte. Aber nun war er zurück, und würde brennen, lichterloh!

* * *

Amalai lehnte sich an die Wand ihrer Dachterrasse und zog den warmen Körper ihres Geliebten tiefer in ihre Arme. Lahoon schmiegte sich an sie. Sein Rücken war nackt, und seine samtige Schmetterlingshaut schimmerte blau und türkis im schwachen Abendlicht. Er sah aus wie ein Fey, der sich ins Terrenreich verirrt hatte. Aber er war ein Kind dieser Erde, soweit sie wussten, ein Menschentier wie alle anderen auch. Auch wenn die Sehnsucht nach der Anderwelt tief in seiner Seele saß und ihn bereit machte, sich an jeden Strohalm zu klammern, oder nach den Sternen zu greifen. Und genau so hatte er Amalais Geschichte aufgenommen.

Seine Stimme war rau, durchdrungen von Hoffnung und Verlangen. »Vielleicht ist jetzt die Zeit gekommen. Vielleicht, nur vielleicht, ist das meine Chance, die Fey zu finden.«

Lahoon strich sich eine Strähne pechschwarzen Haars aus der Stirn. »Ich werde in den Wald gehen, zu den Schatten, dem Dämon. Wer auch immer dort gewesen sein mag.«

Lahoons Blick war auf den Horizont gerichtet, wo die schwarze Masse der Bäume schwer und dunkel unter einem sternenklaren Himmel lag. »Ich habe schon so oft gerufen. Habe gebeten und gewartet, gesungen und gelockt.« Lahoons Worte wurden zu einem Flüstern, das der Wind davontrug. »Die Fey haben sich mir nie offenbart. Aber vielleicht jetzt. Heute Nacht.«

Er ließ seine Stirn gegen Amalais dunkle Locken sinken. »Ich muss alleine gehen. Du wirst keine Angst um mich haben?«

»Nein.« In der Ferne rief eine Eule, und Amalais Finger schlossen sich fester um Lahoons Hand. »Doch. Aber ich vertraue deinen Träumen. Du wirst die rechte Art finden, den Schatten im Wald zu rufen.«

*

Lahoon versank im nächtlichen Wald wie in einem Ozean, der ihn mit sanften Wellen in die Tiefe zog. Der mondlose Himmel stand weit und dunkel über der Welt, und Lahoon wandelte zwischen den schwarzen Stämmen und den schwankenden Gestalten der Farne.

Der ganze Wald war voller Leben, voll glänzender Augen und schnuppernder Nasen. Voller Rascheln, von Blättern und Schuppen und winzigen Krallen. Die magische Laterne in Lahoons Hand warf einen goldenen Schein auf den Boden, einen Kreis aus Licht, der ihn gerade mal einen Schritt weit sehen ließ. Und ihn umgekehrt meilenweit sichtbar machte, als einen einzelnen leuchtenden Punkt in einem Meer aus Dunkelheit. Alle Wesen des Waldes würden wissen, wo er war. Es gab kein Versteck für ihn.

Und vielleicht war das gut so.

Denn Lahoon war ein Suchender, aber einer, der vor allem darauf vertraute, gefunden zu werden. Sein ganzes Wesen war ein Angebot, eine Verlockung, ein Willkommen. Lahoon jagte nicht nach, sondern lud ein. Er war bereit, zu hören und zu spüren, zu empfangen und von sich selbst zu geben.

Und so sandte Lahoon sein geborgtes Licht aus, ohne zu zögern. Er wollte sogar noch mehr tun.

Rund um Lahoon sangen die Stimmen der Nacht, sie rauschten und zirpten, knackten und quakten. Affen tanzten über ihm durchs Geäst. Zweige brachen unter seinen Füßen. Lahoon fühlte sich ein in diese Symphonie des Waldes und ließ seine eigenen Töne mitklingen. Summend und schnalzend, eine leise, zögernde Frage pfeifend ging Lahoon weiter, vertraute auf seine Intuition und das Geleit des dichten Lebens um ihn herum.

Sie brachten ihn direkt zu dem gefälltten Baum.

Der mächtige Stamm lag am Rande einer Lichtung inmitten der Spuren von Verhängnis, von Aufruhr und Zerstörung. Das Gras war zertrampelt, Äste abgerissen. Furchen im Boden zeugten von schweren Lasten, die über den Boden geschleift worden waren.

Nun lagen sie still im Dunkel der Nacht.

Nur der matte Schein der Laterne erhellte eine Krone voll welkender Blätter. Ein Baumriese war hier gestorben, und hatte im Fallen einen Jungen mit in den Tod gerissen.

Lahoon sank auf die Knie und legte seine Stirn an die raue Borke.

Lange Zeit blieb er bewegungslos, fühlte, wie der Atem seinen Körper verließ und eins wurde mit dem Geruch von Wald und Harz und fruchtbarer Erde.

Eine Brise ließ die Blätter rund um ihn flüstern. Allmählich begann Lahoon zu antworten, mit seinem eigenen rauen Atem, mit den Lauten, die sein innerer Wind machte, wenn er über die Bänder seiner Kehle strich. Ein Summen vibrierte in seiner Lunge, floss hinaus in die Welt als ein Klagelied, ein Requiem. Als Trauer, als ein Hinspüren zum Mysterium des Todes und dem Schatten der Fey, der über ihm lag.

Lahoons Stimme brach nun ohne sein Zutun aus ihm heraus, wurde ein Ruf, eine Suche in ätherischen Welten. Der Schmerz über den Tod verschmolz mit der endlosen Sehnsucht nach einem Leben, das Lahoon fühlen konnte, aber niemals berühren.

Er wusste nicht, ob er in Worten sprach oder nur in der Form seiner Melodien, dem Ton seiner Stimme, den Bewegungen seines Körpers. Aber er sprach, so viel wusste er. Und er fühlte die Gegenwart der Fey, die seine Augen nicht sahen. »Wer seid ihr? Was ist geschehen?«

Ranken des Todes schwebten noch immer über der Szenerie. Lahoon konnte sie fühlen. Er lehnte sich in ihre Spuren, während er immer weiter sang, in sanften, fragenden Melodien. »Ihr seid gekommen, im Moment des Todes. Warum?« Lahoons Stimme war heiser. »Habt ihr getötet?«

Seine Finger strichen über die furchige Rinde. Auf der Suche nach einer Antwort, oder nach einer besseren Frage. »Begleitet ihr die Sterbenden? Mildert die Schmerzen, geleitet die Seelen?«

Lahoons Finger verfiel sich in einer Kerbe, die die Axt geschlagen hatte. »Oder ist der Tod der einzige Moment, in dem ihr von einer Welt in die andere treten könnt? Ist dieser Bruch im Gefüge des Seins euer Portal?«

Lahoons Wahrnehmung veränderte sich. Er spürte, wie die Welt um ihn dichter wurde, voller, so als hätten sich bislang ungeahnte Ebenen für ihn sichtbar gemacht.

Der Wald war voller Tod. Lahoon konnte es nun sehen.

Im matten Schein der Laterne, am Rande der Nacht, saß ein Käfer und aß ein Blatt. Lahoon sah, wie das Blatt starb und zu Käfer wurde. Die winzigen grünen Zellen zerbrachen, ihre unglaublich komplexe Struktur löste sich auf. Aber all die Lebenskraft war noch da, verwandelte sich, wurde zu Zellen eines Käfers, eines dunklen Auges, eines dicken Panzers. Der Käfer schnupperte mit zarten Fühlern in den Wald hinaus und flog davon. Lebenskraft eines Blattes floss durch seine Muskeln und trug ihn als goldenen Punkt durch die Lüfte davon.

Doch dann wurde er zu Fledermaus. Der Käfer knackte zwischen kleinen scharfen Zähnen. Wie ein Schrei riss der Tod eine weitere Wunde in das Geflecht des Lebens.

Winzige Zellen hörten auf, Käfer zu sein, und ihre Lebenskraft wurde zum Nervenzittern einer Fledermaus, zum Fluss ihrer Wahrnehmung und Wünsche.

Lahoon sah dem Flug der Fledermaus durchs Geäst zu, und hatte plötzlich eine Vision ihres Todes. Ihr pelziger Körper lag auf dem Boden, still und verkrümmt. Er wurde Heimat für die Ursprünge von Käfern, und einen Mikrokosmos von Wesen so unbegreiflich, dass Lahoon die Worte fehlten, um sie zu benennen. Der Körper der Fledermaus war ein eigenes Universum, eine ganze Welt voll unvorstellbar fremdartiger Geschöpfe. Er sprühte und wimmelte vor Leben, bis diese Welt sich schließlich selbst aufgezehrt hatte und in sich zusammenfiel. Dann wurde sie zu Erde, zur Wiege der Bäume.

Lahoon fuhr mit der Zunge über seine Lippen.

Er konnte all die Übergänge fühlen, die sich durch den Wald zogen. Den Tod und die Transformation. Es gab Millionen Risse im Gewebe des Seins, Momente der Instabilität, Orte, wo das Unfassbare geschah. Wo Gestalten sich wandelten und Lebenskraft von einem zum anderen floss.

Wenn der Tod das Portal war, mit dem die Fey von einer Welt in die andere kamen, dann musste es unendlich viele Wege geben.

»Oder ist es der Tod eines Menschen, den ihr braucht? Diejenigen von euch, die nicht durch den Spalt eines Käfers kriechen können?« Lahoon zitterte. War er bereit zu sterben? Gegessen zu werden, seinen Körper und seine Lebenskraft in einen anderen fließen zu lassen? Einen Fey?

»Nein«, flüsterte er. »Nein. Noch nicht. Ich bin nicht bereit, mich aufzulösen, selbst wenn es ein Weg wäre, zu dir zu werden. Ich möchte dir

zuerst begegnen, als der, der ich jetzt bin. Ich möchte diesen Körper haben, um deine Berührung zu spüren. Diese Seele, um dich zu erkennen.«

Lahoon konnte den Tod im Wald um sich sehen, wie gespenstische Glühwürmchen, wie Spinnweben aus Mondlicht. Die Risse im Geflecht der Welt waren überall. Mit der sanften Bewegung eines Druiden griff Lahoon in dieses Licht, in diese Finsternis. Sie lag in seinen Händen wie ein feiner Schleier.

Als Lahoon vorsichtig die Arme hob, formten sich dicke Falten aus Sternenlicht über seinen Händen, volle, runde Schichten aus unsichtbarem Samt. Silbrige Schimmer bildeten einen Türbogen, wie der Rand einer angehobenen Decke. Darunter gähnte ein schwarzes Loch. Eine Höhle, ein Tunnel. Gerade groß genug für einen Menschen.

»Komm«, flüsterte Lahoon in die Passage unter seinen Händen. »Komm.«

Nichts regte sich.

Da war kein Laut, keine Bewegung, kein lebendes Wesen, das Lahoon spüren konnte.

Er sang sanft in die Dunkelheit, Balladen der Hoffnung, des Willkommens und der Liebe.

Die Töne verklangen. Es gab kein Echo. Dumpfe Stille blieb zurück.

Lahoons Körper bebte. Mit der Sicherheit eines Schlafwandlers hob er die schimmernden Falten an und duckte sich darunter hindurch.

Er fiel in die Dunkelheit.

2

Rebonya trug die vergoldete Rüstung der Ehrengarde. Sie stand vollkommen still in Reih und Glied, als Huns Totenwache. Durch das Fenster fiel die Schwärze einer Nacht herein, aus der die letzten blutroten Streifen längst geschwunden waren.

Hun lag aufgebahrt wie ein Held. Der Kasten um seinen Leichnam war groß und flach, mehr ein Bett als ein Sarg, bedeckt von einer riesigen Fahne. Nur sein Kopf war zu sehen.

Rebonya blickte aus dem Augenwinkel hinunter auf Huns Gesicht. Ihre Hand ballte sich zur Faust.

Doch da kam das Zeichen.

In perfektem Gleichklang hob die Ehrengarde die Bahre an und trug sie in die große Eingangshalle der Burg. Das Gewölbe über ihnen, hoch wie das einer Kathedrale, warf das hohle Echo ihrer Schritte zurück.

Der Raum war voller Krigas, alle in Formation. Die, die auf dem weiten Steinboden keinen Platz mehr gefunden hatten, standen auf der breiten Treppe oder den balkonartigen Korridoren im ersten und zweiten Stock.

Alle salutierten. Hunderte von Augen verfolgten, wie der Sarg auf einem mächtigen Tisch in der Mitte des Saals aufgebahrt wurde. Hun, immer noch schön wie eine Marmorstatue, sah aus wie der Inbegriff eines Prinzen, eines Heroen auf seinem Grabmal.

Berqar hatte eine dramatische Pause eingelegt.

Nun nahm sie ihre Rede wieder auf. Ihre Stimme war leise, doch selbst ihr Flüstern war in der vollkommenen Stille des Saales zu hören. »Eine unfassbare Bedrohung hängt über uns, über der sanften, hilflosen Stadt Behrlem. Eine Macht der Finsternis.« Berqar ließ ihren Blick über die Menge der versammelten Krigas schweifen. »Ein Monster, ein grausamer Dämon sucht uns heim.«

Schwerter glänzten im Fackelschein.

»Hun war das erste Opfer. Abgeschlachtet von einem Ungeheuer.« Berqar gewann an Fahrt. »Hun hat sein Leben gegeben, um uns zu warnen! Lasst uns sein Andenken ehren!« Ihre Worte erschallten nun laut und klar. »Lasst Huns Tod nicht umsonst gewesen sein! Macht ihn zu unserem Weckruf, unserem Kampfschrei!« Sie riss die Fahne vom Sarg.

Hun war blutig, nackt, entstellt.

In hundert Kehlen verfiel sich der Atem; in hundert Herzen fehlte ein Schlag.

»Das ist das Werk des Dämons!«, donnerte Berqars Stimme durch den Saal. »So werdet ihr aussehen, wenn ihr nicht kämpft! Doch ich sage: Nein!!! So werden wir nicht enden! Wir sind stark! Und wir sind im Krieg!«

Der Puls schlug wieder in den Adern der Krigas. Und wurde schneller.

»Krieg! Krieg!«, bellte Berqar durch die Burg.

Die Krigas stimmten in ihren Ruf ein. Sie wiederholten den Kampfschrei, gaben ihm Kraft und Stärke, bis die Halle vibrierte mit der Inbrunst ihres Gebrülls und tief unten im Verlies schlafende Geister weckte.

»Krieg!!! Krieg!!! Krieg!!!«

* * *

Lahoons Kopf schmerzte. Träume und Schatten tanzten hinter seinen Augen und zupften an seinen Lidern. Er stöhnte.

Und bekam Antwort. Unzählige Stimmen zirpten, sangen und raschelten um ihn herum.

Lahoon öffnete mit Mühe ein Auge. Ein Affe hüpfte vor ihm auf den Boden und verschwand himmelwärts auf den nächsten Baum. Das warme Licht des Morgens schimmerte durch die Blätter.

Vorsichtig stemmte sich Lahoon auf einen Ellbogen. Sein Körper war steif und wund.

Aber trotz all der Bilder in seinem Kopf, all der Spuren von Reise an seinem müden Körper hatte Lahoon keinen Zweifel: Er war in genau demselben Wald aufgewacht. Und alles, woran er sich erinnerte, war sein Suchen in den Tiefen der Nacht und seine eigene endlose Sehnsucht.

*

Lahoon zog Amalai in seine Arme und ließ den Blick über die Dachterrasse wandern, bis hin zu ihrem Nachbarn, dem Badepalast, der gerade von den ersten Sonnenstrahlen geküsst wurde. Ein warmes Leuchten kam in das Goldgelb der Palastmauern und in das sanfte Rot der Ziegeldächer, die sich an den Ecken stolz nach oben reckten.

Lahoon seufzte. »Es war überwältigend. Magisch. Aber es war nicht fey.«

Er lehnte sich an den Türstock in seinem Rücken und schloss die Augen. »Es sei denn, ich habe es vergessen. Vielleicht habe ich im wahrsten Sinne des Wortes das Bewusstsein verloren.« Er räusperte sich. »Oder vielleicht ist die Bedeutung von fey genau das: all die Wunder, an die ich mich sehr wohl erinnere. Möglicherweise ist fey nichts anderes als das Zauberhafte unseres Terrenreichs, wie du immer sagst.«

Amalai schüttelte sachte den Kopf. »Ich sage das nur für mich. Ich selbst muss keine kleine Fee in der Blüte sitzen sehen, um in Beziehung zu treten oder um bezaubert zu sein. Ich bin auch so schon voller Staunen darüber, wer die Pflanzen sind, als eigene Wesen. Ich werde der Mysterien dieser Erde nie müde werden.«

Sie küsste Lahoons Schulter. »Aber ich glaube genauso fest an deinen Weg. Wenn du die Fey so stark spürst, bin ich sicher, dass es sie gibt. Und dass du ihnen eines Tages begegnen wirst.«

Lahoon wand sich. »Eines Tages.«

Ein Vogelschwarm erhob sich und zog aufwärts, immer höher und höher, in das grenzenlose Reich der Wolken. Lahoon folgte ihrem Flug mit dem Finger. »Ich war so nah dran, letzte Nacht. So nah... Aber nein. Wieder nicht.« Er ließ die Hand in den Schoß fallen.

Amalai legte den Kopf schief. »Nun ja. Vielleicht gab es in dieser Geschichte nie einen Fey, und auch keinen Dämon. Ja, der Kadette trug Spuren am Hals wie von einem Biss. Aber er trug auch noch andere Spuren, viel größere. Der Bursche wurde von einem Baum erschlagen. Das klingt sehr nach einem Unfall beim Holzfällen, und kaum nach der Jagdmethode eines Wesens aus der Anderwelt.«

»Hm.«

Durch die offene Terrassentür quoll das Chaos von Lahoons Malatelier heraus. Er griff sich einen Pinsel und kratzte über den Griff. Trockene Farbreste fielen zu Boden.

Lahoon biss die Zähne zusammen. »Dieser Junge ist gestorben. Er hat unter lebensgefährlichen Bedingungen einen Baum gefällt, weil das sein Befehl war, seine ›Korrektur‹.« Lahoon schluckte. »So was machen die in der Kaserne. Sie disziplinieren Menschen. Und sie bringen Menschen in Gefahr.« Seine Lippen waren blass. »Was soll denn das?«

Lahoon stemmte sich ruckartig hoch und zog Amalai zur Seite, dorthin, wo die Dachterrasse in Form eines schmalen Balkons rund um sein Atelier lief. Er ging bis zu der Stelle, wo man am besten über die Hofmauern ihres anderen Nachbarn schauen konnte. Lahoon und Amalai blickten direkt auf den Exerzierplatz der Klingenburg.

Krigas standen dort brav in geraden Linien und ordentlichen Quadraten und hoben und senkten ihre Schwerter auf Befehl.

Lahoon stemmte die Hände in die Hüften. »Da liegt die wahre Gefahr! Die üben hier, Gewalt anzuwenden. Gegen Menschen!« Lahoon zeigte anklagend auf den Burghof. »Was ist denn das? Oder: Wann ist das? In der Zeit vor dem Wandel?«

Er zischte giftig.

Dann seufzte er. »So kommt es mir manchmal vor. Als wäre die Kaserne mit all ihrer Angst und Aggression eine kleine Eiskugel, wo die Zeit eingefroren ist. Wo das gleiche alte Stück wieder und wieder aufgeführt wird. Jedes Mal, wenn man die Kristallkugel schüttelt, beginnt der Schnee wieder zu fallen und die kleinen Soldaten bewegen sich, alle in derselben Art, alle zur selben Zeit, gefangen in einer hoffnungslosen Schleife aus Brutalität und Unterwerfung.«

Lahoon verstummte. Er lehnte den Rücken an die Wand des Hauses und ließ seine Blicke in die Ferne schweifen, an einen Ort weit jenseits der Burgmauern. Er hob die Flöte, die er um den Hals trug, an die Lippen und improvisierte eine wehmütige Melodie. Es war ein Klagelied, das aus einer rauen, grauen Welt kam, einem Ort endlosen Leides, einem Kreislauf der Gewalt, ohne Hoffnung und ohne Ausweg. Lahoon ließ die Töne durch die Luft gleiten und mit dem Winde verwehen.

Dann hörte er auf. Er trat mit dem Fuß gegen das Geländer. »Es stimmt nicht! Diese Welt war nicht ohne Ausweg. Es gab ein Tor, und wir sind durchgegangen. Wir sind draußen! Oder etwa nicht? Der Wandel hat doch stattgefunden! Warum sind die noch da?« Er zeigte in den Kasernenhof.

Amalai hob eine Schulter. »Weil der Wandel nicht an einem Tag erledigt war? Auch wenn es in der Mitte ein paar sehr dramatische Tage gab, an denen alles sehr schnell zu gehen schien. Aber in Wahrheit hat sich die Bewegung über Jahrzehnte hinweg aufgebaut. Zumindest glaube ich, dass sie auf diese Weise gewonnen hat und auch immer noch gewinnt: durch Beharrlichkeit, nicht durch Dramatik. Und man kann diesen langsamen, unaufhaltsamen Wandel genau hier sehen.«

Amalai zeigte auf den Westflügel der Burg. Er stand leer. Ebenso wie viele der Ställe und Nebengebäude. Sie alle lagen still und leblos da, mit verriegelten Türen und trüben Fenstern. Nutzlos und vergessen gähnten sie herüber, Überbleibsel einer längst vergangenen Zeit voller Krigas.

Lahoon grummelte unwirsch. »Ich weiß. Die Kaserne wird geschlossen, wie so viele andere auch. Und die letzten Kadetten, die sie haben, füllen kaum noch die Räume der Schule. Es schwindet alles dahin.« Er knirschte mit den Zähnen. »Langsam.«

Amalai seufzte. »Ja. Langsam.« Ihr Finger zeichnete eine klare Linie entlang des Geländers. »Aber solange es die Krigas noch gibt, haben sie zumindest keine Präsenz in der Stadt. Du und ich und alle Menschen in Behrlem leben im Geiste unserer neuen Gesellschaft, in Freiheit und Gleichheit. Wo es Entscheidungen der Gemeinschaft gibt, nicht Befehle von Obrigkeiten. Wo niemand unter Armut leidet. Behrlem ist frei. Die Überbleibsel des alten Regimes, auch wenn es sie noch gibt, sind in das Innere der Kaserne verbannt.«

Lahoon betrachtete die kahle, kriegerrische Burg und wurde plötzlich von Schwindel ergriffen. Er spürte, wie die Übel der Vergangenheit als eine dicke schwarze Soße aus der Kaserne heraus rannen, unter den Türen hervor quollen und an Fenstern herunter liefen. Er sah, wie eine Rußwolke über dem Burgturm aufstieg und zu ihm herüber trieb, um ihn und die ganze Stadt in ihrer giftigen Umarmung zu ersticken. Lahoons Hand krampfte sich um das Geländer.

»Geht es dir gut?« Amalais besorgte Stimme durchdrang den Nebel. Langsam lösten sich die dunklen Wolken auf. Die Welt lag wieder klar und ruhig da.

Lahoon keuchte. Er richtete sich auf. »Ja«, sagte er mit rauer Stimme. »Geht schon.«

Er holte tief Luft. »Es ist nur... diese Burg macht mich krank.« Er drehte sich müde um. »Lass uns gehen.« Lahoon legte einen Arm um Amalais Taille. Er schlenderte bewusst gemächlich zurück und badete im Anblick des grünen Kräutergartens, der weiten Wiesen der funkelnden Teiche des Badepalastes.

3

Rebonya ließ sich mit einem Seufzer auf ihre Matte plumpsen. Sie hatten frühmorgens mit dem Exerzieren begonnen. Alle. Und würden gleich wieder weitermachen.

»Jetzt, wo wir im Krieg sind«, dachte Rebonya giftig, »kann man es wohl gar nicht übertreiben. Immer schön auf und ab marschieren. Gönn den Leuten ein bisschen Schlaf, und schon könnten sie vergessen, verbissen mit den Zähnen zu knirschen.«

In diesem Moment kam ihr einziger Zimmergenosse herein. Das Morgenlicht spielte auf Gureevs schwarzer Haut, als er sorgsam die Tür hinter sich schloss.

Rebonya betrachtete das Schauspiel. Niemand, dem sie je begegnet war, hatte auch nur annähernd eine so perfekte Haltung, bewegte sich mit so unbändiger Anmut und war so unaufhörlich würdevoll. Es war richtig nervig. Und es war einfach seine Art. Gureev brauchte sich nicht zu konzentrieren, um sich so zu bewegen. Was auch völlig unmöglich gewesen wäre, denn jeder normale Mensch müsste sich schon in eine Dauermigräne hineinkonzentrieren, um das hinzukriegen, dachte Rebonya. Nein, Gureev war es gewohnt. Wahrscheinlich müsste er sich richtig anstrengen, um ab und zu eine unelegante Bewegung zu machen. Nun, er hatte ja noch Zeit zu üben, witzelte Rebonyas innere Stimme.

Achtsam platzierte Gureev ein dickes Buch auf dem Tisch.

Rebonya rappelte sich hoch, um einen Blick darauf zu werfen. »Was ist das?«

»Strategie und Taktik. Ich soll jede Woche ein Kapitel lesen und einen Essay dazu abgeben.«

Rebonya sah ihn überrascht an. »Abgeben? Wem denn?«

»Berqar. Sie wird die Essays mit mir durchbesprechen.«

Rebonya pfiff leise durch die Zähne. »Berqar gibt dir Privatunterricht. Zu Strategie.« Sie verschränkte die Arme vor der Brust. »Na, wen wundert's? War ja zu erwarten!« Ihre Stimme wurde schneidend. »Sie weiß von deinen Eltern. Seit du vor ein paar Monden hier angekommen bist, denkt sie, du bist ein Prinz, der ihr Herrscher sein sollte, unser aller Herrscher! Aber ich kann dir gleich sagen, dass das nichts wird, nie und nimmer!«

Gureev hob eine Augenbraue. »Denkst du, es ist nötig, in regelmäßigen Abständen darauf hinzuweisen? Falls ich es vergesse?«

»Ja! Richtig nötig!« Rebonya runzelte die Stirn. Sie packte das Buch an einer Ecke und drehte es ein wenig hin und her. »Es ist vielleicht nicht deine Schuld, wenn Berqar dich bevorzugt. Aber es ist sehr wohl deine Schuld, wenn du es nicht einmal bemerkst.«

Gureev nahm ihr das Buch weg und legte es sorgsam an das andere Ende des Tisches. Doch seine Finger verweilten zögernd auf dem Ledereinband. Er räusperte sich. »Ich bekomme Zusatzlektionen zu Strategie, weil ich sie brauche. Ich bin noch nicht gut genug. Und gerade jetzt, wo– « Er unterbrach sich. »Gerade jetzt.«

»Ha«, stieß Rebonya hervor. »Gerade jetzt, wo Hun an Berqars gefährlichen Strafen gestorben ist, jetzt brauchst was zur Strategie von Armeen. Sehr logisch!«

Sie spitzte ihre Lippen. »Und du glaubst, dass Berqar mir deshalb keine Zusatzlektionen gibt, weil ich schon brillant bin? Und alle anderen in der Klinge auch?«

Gureev sagte nichts.

»Mach dir keine Hoffnungen«, zischte Rebonya. »Sie wird dich bloß für ihre Zwecke einspannen, wie alle anderen auch. Wie Hun.« Ihre Augen verengten sich zu Schlitzern. »Sogar nach seinem Tod hat sie Hun noch missbraucht.«

Sie hob den Blick. »Hast du dich mal gefragt, warum er blutig und verrenkt unter der Fahne lag? Warum war er nicht schön aufgebahrt, wie es so üblich ist?« Rebonya stemmte die Hände in die Hüften. »Im Wald war Hun nicht nackt. Und wo kam das ganze Blut eigentlich her? Womöglich musste Berqar für den dramatischen Effekt einen Hasen opfern?«

»Genug!« Gureev fuhr sie scharf an. Dann drehte er sich um und nahm das Buch hoch. Er öffnete es jedoch nicht, sondern hielt es bloß in den Händen,

während er Rebonya den Rücken zukehrte. »Du glaubst an gar nichts«, sagte er schließlich, kalten Vorwurf in der Stimme. »Warum bist du hier? Was machst du bei der Klinge, wenn du zu wissen glaubst, dass hier alles so furchtbar falsch läuft?«

Rebonya schnaubte. »Ich bin hier raus, sobald ich kann, keine Sorge. Ich brauche bloß ein Abschlusssiegel, damit ich an der Akademie der Magischen Künste zugelassen werde. Nur noch ein paar Monde, dann bin ich weg.«

Gureev blickte über die Schulter. »Ja, ich weiß. Aber warum bist du überhaupt hergekommen? Warum bist du nicht gleich bei deiner Familie geblieben?«

Rebonya explodierte. »Nicht jeder hat Eltern, die einen verwöhnen und verhätscheln! Manche Leute müssen einfach weg, egal wie!« Sie warf ihm einen giftigen Blick zu. »Als ich elf war, fand ich einen Weg. ›Die Kadettenschule der Klingenburg‹ klang großartig in meinen Ohren.« Rebonya verschränkte die Arme vor der Brust. »Ich war ein Kind. Ich hatte keine Ahnung. Und als ich verstand, wo ich da gelandet war, war es schon zu spät. Ich musste mich hier einfach durchschlagen, und in der Zwischenzeit herausfinden, was ich als Nächstes mache.«

Das war etwas mehr, als sie hatte sagen wollen. Unter ihrem schwarzen Pony warf Rebonya Gureev einen verstohlenen Blick zu. »Na, wie auch immer. Jetzt bin ich hier, und du auch. Und deine Familie ist genauso weit weg wie meine, und von genauso viel taktvollem Schweigen umgeben.«

»Es gibt Gründe für das Schweigen, im Falle meiner Familie.« Gureev hielt seinen Kopf noch eine Spur höher.

»Ja, und im Falle meiner Familie auch.«

»Das ist nicht das Gleiche«, urteilte Gureev.

»Oh nein, ganz und gar nicht.« Rebonyas Augen glänzten gefährlich. »Deine Familie waren Feudale und meine nur einfach so fies. Also keine Überschneidungen, abgesehen von der Fiesheit. Aber vielleicht waren deine Leute ja auch nie fies zu dir, sondern nur zu allen anderen«, fügte sie in beißendem Ton hinzu. »Ihre Liebsten haben sie ja vielleicht nach wie vor verwöhnt, selbst nachdem sie Varoonya verlassen mussten, die Taschen voller Juwelen.«

»Die einzigen Juwelen, die die feudalen Familien mitnehmen konnten, als sie ins Exil getrieben wurden«, verkündete Gureev, »waren die Juwelen in

ihren Herzen.« Er machte eine bedeutungsschwangere Pause. »Die reinsten Diamanten«, fügte er hinzu, genau im gleichen Moment, als Rebonya sagte: »Herzen aus Stein.«

Gureev würdigte sie keiner weiteren Antwort. Mit erhobenem Haupt und einem Ausdruck noblen Gleichmuts wandte er sich seiner Matte zu. Sie war bereits ordentlich aufgerollt. Aber Gureev zupfte die obenauf gefalteten Laken zu noch mehr makelloser Glätte zurecht.

Rebonya sah ihm zu. Das war wieder mal typisch. Sogar um sein Bett zu machen, ging Gureev lieber auf ein Knie nieder als sich zu bücken. Nur damit er den Rücken gerade halten konnte und edel und anmutig aussah. Rebonya schüttelte den Kopf und schmiss sich mit einem lauten Plumps auf ihre eigene Matte, mitten zwischen die zerknüllten Laken.

* * *

Der Gutshof war eingehüllt in eine seltsame Lautlosigkeit, in der nicht einmal die Vögel sangen. Berqar ritt in die gähnende Leere eines Innenhofes voller Disteln und Unkraut. Geschwärzte Wände ragten ringsum auf. In der Ecke vermoderten zwischen Asche und verkohlten Balken die Überreste eines Daches. Was einmal ein lebendiges Zuhause gewesen war, voller Ziegen und Enten und herumlaufender Kinder, lag nun tot und verlassen da.

Berqar stieg ab.

Sie stellte sich vor dem alten Wohntrakt in Position, mit Blick auf den einzigen Teil des Hauses, der noch nicht eingestürzt war, und klatschte einen kurzen, präzisen Rhythmus. Dann wartete sie regungslos. Ihr starrer, ausdrucksloser Blick war auf die Mauern vor ihr gerichtet.

Plötzlich hob ein scharfer Wind an, ein unheimliches Geheul, das aus der leeren Tür des Hauses zu kommen schien. Der ganze Hof verschwamm wie eine Fata Morgana, als würde die Wirklichkeit an Substanz verlieren und zu einem Trugbild aus flimmernder Luft werden.

Berqar rührte sich nicht.

Rund um sie dehnte und krümmte sich das Universum in wabernden Verrenkungen, der wimmernde Spiegel einer Realität, die einst fest und sicher schien. Ein dünner Klagelaut zog sich durch diesen Traum oder Albtraum von einer Welt.

Doch dann teilten sich die Wogen. Das Winseln wurde zu einem feinen Flötenklang, und ein Pfad reinsten Klarheit zeigte sich vor dem verkohlten Bauernhaus.

Der Magja erschien.

Berqar verneigte sich tief.

*

Die Stube des Gehöfts war groß gewesen, fast wie eine Taverne. In den verbrannten Überresten stolzierte nun Pramus auf und ab wie in der Empfangshalle eines belagerten Königs.

»Das ist unser Ruf! Das Dämonenreich selbst streckt seine Arme nach uns aus!« Er hob seinen knorrigen Stab.

Berqar stand beim Fenster und ließ ihre Finger über eine verkohlte Heugabel gleiten. Der Stiel war schwarz, aber die eisernen Spitzen waren hart wie eh und je. »Werdet Ihr in den Wald gehen?«

»Nein. Dort ist der Dämon nicht. Er wird an anderer Stelle wieder erscheinen. Und dann werde ich ihn bändigen und zu meinem Sklaven machen! Ihn rufen und verbannen, wie es mir gefällt. Und die Welt wird in Ehrfurcht kauern vor der schrecklichen Macht, so wie sie es immer schon getan hat!«

Pramus strich über seinen grauen Bart. »Wir haben so lange gewartet. Ich habe Verbindungen gewebt, Knoten geknüpft und die Bünde der Getreuen genährt, so dass wir bereit sind, wenn der Tag gekommen ist! Wenn Magjas wieder an der Seite von Königen schreiten, und Krigas in all ihrer Glorie! Das Volk wird sich verneigen vor den Großen, wie es sich gehört. Wenn die Macht von Schwert und Stab sich vereinigt, wird Herrschaft wieder in den rechten Händen liegen!«

Pramus hatte sich in Begeisterung geredet. Er drehte sich so schwungvoll zu Berqar um, dass Drachen aus Silberfäden in seiner wogenden Robe bebten. »Ein Glück, dass ich gerade in Behrlem war. Wir müssen zuschlagen wie der Blitz!«

Seine Augen glänzten unter dem breiten Hut. »Meine Dienerin wird bereit sein, heute Nacht. Wenn Ihr nur die Gelegenheit schafft.«

Berqars Finger schlossen sich um die Heugabel. »Wird der Büre da sein?«

Pramus machte eine wegwerfende Geste. »Wo sonst? Die Macht der Gewohnheit ist auf unserer Seite.«

* * *

»Ich kann es mit dir gemeinsam tun«, bot Gureev an.

Kortid sah erleichtert aus. »Danke.« Er tat einen Schritt in Richtung Korridor. »Es ist nicht so arg viel. Es ist bloß...«

Gureev nickte. »Ich verstehe.«

Kortid drehte sich um und ging voraus zu seiner Kammer. Er zögerte, die Hand auf der Klinke. Dann riss er die Tür mit einem Ruck auf.

Gureev trat ein.

Huns Sachen lagen unordentlich verstreut zwischen denen von Kortid, so als wäre es mitten am Tag, mitten im Leben. Hier lag die Erinnerung an einen kleinen Moment, in dem Hun zur Tür rausgestürmt war, ohne sein Bett zu machen oder seine Bücher zu schließen. Über die Schulter hatte er seinem Freund und Zimmergenossen noch ein kurzes Wort zugerufen. Dann war er fort.

Das zerknüllte Laken zeigte noch an, wo Hun gelegen hatte. Der Kamm lag daneben, bereit, durch Huns Haar zu gleiten.

Kortid stand an der Schwelle, die Arme eng um die Brust geschlungen.

Gureev ließ sich auf ein Knie nieder und strich das Laken glatt, bevor er es zusammenfaltete. Er schloss das Buch und strich mit dem Finger über den Kamm.

Dann legte er beides sorgsam in die Packtasche, die Kortid für ihn aufhielt.

* * *

»Ihr seid zu früh.« Der Wirt kratzte sich hinter dem Ohr und sah die fünf jungen Krigas unsicher an. »Von der Burg sagten sie, sie brauchen extra Braten, haben einen Engpass bei sich in der Küche. Aber er war erst für später beordert.« Er wiegte nachdenklich den Kopf. »Jetzt gleich kann ich den nicht vom Feuer nehmen. Wär ein Jammer.«

Er machte eine einladende Geste in Richtung der Tische. »Aber egal. Setzt euch doch hin, und eh ihr's euch verseht, ist er schon fertig.«

Die Krigas standen bei der Theke, mit grimmigen Posen und finsternen Gesichtern. Eine dunkle Wolke ging von ihnen aus und zog langsam hinüber zu den Tischen, an denen Bäuerinnen und Handwerker lachten und redeten, Karten spielten oder ein ruhiges Abendessen genossen.

Die Atmosphäre spannte sich an. Der Bäcker warf einen verstohlenen Blick auf die Uniformen. Ein Bauernbursche räusperte sich und rutschte unbehaglich auf seinem Stuhl hin und her. Dennoch hätte sich die Stimmung wohl schnell wieder auf die übliche Gemütlichkeit eingependelt, hätte nicht Tenatetlan, eine fahrende Krämerin, die Krigas in ein Gespräch gezogen. Sie stellte Fragen. Gab es da nicht einen Toten im Wald?

Kortid war unter den Krigas. Er hatte sich nicht wieder gefangen, seitdem er Hun gefunden hatte. Wann immer das Thema aufkam, ging Kortid entweder weg oder redete sich in Rage. So wie jetzt.

»Ich sag's euch! Ich hab's mit eigenen Augen gesehen! Es war ein Dämon!«

Die Zweifel der Krämerin heizten ihn nur weiter an. Tenatetlan begann, andere Gäste in das Gespräch hinein zu ziehen, indem sie nach ihrer Meinung fragte und um ihr Urteil bat. Kortid glühte vor Inbrunst. Seine Geschichte donnerte vorwärts wie eine Horde Büffel und riss seine Kameraden mit.

Tenatetlan begann zu schwanken. Nach ihrer anfänglichen Skepsis ließ sie sich nun von Kortids Angst und Intensität überwältigen und wurde zu Öl auf dem Feuer der Krigas. Nun überboten sich alle an Schreckensbildern. Von dem Dämon, seiner teuflischen Natur, seinem Bluttausch. Der Gefahr, in der sie alle schwebten, jede einzelne, jederzeit. Niemand war sicher. Hinter jeder Ecke konnte ein Monster lauern. Jetzt, hier, sobald du einen Fuß aus dieser Taverne setzt! Es musste etwas getan werden, aber schnell!

Die Luft vibrierte.

Ojorsven, der Stadtbüre, der sich auf einen gemütlichen Abend an seinem Stammtisch gefreut hatte, zupfte fahrig an seinem Ärmel.

* * *

Als die Sonne hinter dem Horizont versank, blieb die Abendluft lau und weich, voller Erinnerungen und Verheißungen. Amalai lehnte sich an die Wand ihrer Dachterrasse, ein Glas dunklen, herben Saftes in der Hand.

In den Gärten des Badepalastes leuchteten magische Laternen in allen Farben. Sie schwankten sachte zwischen Strandschaukeln und blühenden Büschen und warfen ihr Spiegelbild in die Wellen. Badegäste schwammen gemächlich durch die Teiche oder flanierten auf verschlungenen Pfaden durch

die Wiesen. Die Stimmen der Menschen und das Lachen, das sich ab und zu darunter mischte, verschmolzen zu einer Abendmelodie, die zusammenfloss mit dem Rauschen der Blätter und dem hingebungsvollen Gesang der Vögel.

Und dann wob sich noch ein Lied in die Sommerluft. Das Lächeln in Amalais Augen vertiefte sich. Das war Lahoon. Diese Nacht gab er sein Konzert im Pavillon.

Die Süße von Lahoons Klängen fiel tief in Amalais Herz. Sie hatte dies schon so oft gehört, in endlosen Übungsstunden, immer und immer wieder die gleichen Passagen. Und dennoch war sie noch einmal bezaubert, umgarnt von den Strängen der Sehnsucht, die Lahoon in seine Musik zu weben verstand.

Amalai legte den Kopf zurück und ließ sich davontragen von den Harmonien, die zwischen magischen Lichtern und duftenden Blüten zu ihr herüber wehten.

Doch dann erstarrte sie. Überrascht schaute sie in die Dunkelheit ihres eigenen Gartens hinunter. Da war etwas. Oder– jemand? Sie trat an die Balustrade und lehnte sich hinaus. Da, kein Zweifel. Eine schwarze Gestalt duckte sich hinter einen Busch. Dann schoss sie vorwärts bis zum nächsten Versteck. Von Dunkel zu Dunkel huschte der Schatten, von Deckung zu Deckung. Und verschwand in der Nacht.

Amalai kniff suchend die Augen zusammen. Aber sie sah nichts mehr.

* * *

Der Kasernenhof lag still und verlassen da. Gureev durchquerte ihn bis hinüber zum Westflügel und setzte sich auf einen Eckstein. Lange Schatten fielen von den Wänden, die streng und unerbittlich im sterbenden Licht des Abends standen. Eine Fackel brannte irgendwo in der Ferne, unter dem Fallgitter des großen Tores.

Gureev konnte immer noch Kortids zitternde Schultern fühlen, die sich bei der Brücke in seinen Arm gepresst hatten, sah noch immer den wilden, panischen Blick seiner Augen.

Gureev biss sich auf die Lippen.

Bilder seiner Kindheit tauchten ungerufen vor seinem inneren Auge auf.

Eine schummrige, geheimnisvolle Bibliothek voll staubiger Bücher und polierter Regale. Ein Sonnenstrahl, der durch eine Luke fiel wie ein goldener

Finger, der genau auf den größten aller Schätze zeigte: ein schwerer Wälzer mit vergoldeten Kanten und reich verzierten Anfangsbuchstaben zu Beginn jeder Mär.

Gureevs kleine Kinderhand blätterte andächtig um. Um zu sehen, wie der strahlende Ritter aus einer handkolorierten Zeichnung auf ihn zu ritt, das Herz rein, das Haupt hoch erhoben. Ein Drachentöter, der Beschützer der Schwachen. Das Sinnbild des guten Helden, des wahren Prinzen.

Gureev hatte die Geschichte auswendig gelernt, so wie sie im Buch stand, und so, wie sein Vater sie am Kamin erzählte. Sie war tief in seine Träume gesunken, in den Kern seines Seins.

Und doch. Irgendwie...

Vor der dunklen Silhouette der Burg hatte Gureev die deutliche Vision des Reiters, der auf ihn zukam, des weißen Rosses in stolzem Trab – als die Stute plötzlich scheute und sich mit schreckgeweiteten Augen aufbäumte. Zwischen ihren Hufen, im Staub des Hofes, lag Huns verrenkter Leichnam.

4

Im fahlen Licht des Morgens trafen zwei Silhouetten aufeinander. Sie griffen an, fuhren zurück und attackierten erneut. Ihre Schwerter glänzten und klirrten. In unermüdlicher Verfolgung umkreisten die Gegner einander, tanzten und fochten, stießen und parierten, in einer konzentrierten Getriebenheit, die keinen anderen Gedanken zuließ. Schweiß lief über ihre Rücken, als sie lauerten, mit wachen Augen und gespannten Muskeln, zum Angriff bereit.

Da fiel eines der Schwerter zu Boden. Eine flache Staubwolke hüllte die Klinge ein, als sie im Sand zu liegen kam. Der Kriga hob ergeben den Arm.

»Lass gut sein!«, keuchte Gureev. Er lehnte sich gegen die Mauer. Eine Brise strich über seine nasse Haut und brachte die dunklen Gerüche des Waldes mit sich. Gureev betrachtete Kortid mit einem leichten Kopfschütteln. »Gönn uns eine Pause. Wir haben ohnehin noch einen ganzen Tag Exerzieren vor uns.«

Kortid war genauso sehr außer Atem, aber weit davon entfernt, aufzugeben. »Wir müssen uns vorbereiten«, zischte er mit dem bisschen Luft, das ihm noch blieb. »Wir müssen jetzt die besten Krigas werden, die wir nur sein können. Mit all unserer Kraft, all unserem Geschick. Und wenn der Dämon auf uns niederfährt, geben wir alles, was wir haben.« Kortid biss sich auf die Lippe. »Und hoffen, dass es reicht«, stieß er hervor.

Er umfasste sein Schwert mit entschlossenem Griff. In seinen Augen war ein Leuchten, das keinen Raum ließ für Schwäche oder Zweifel.

* * *

Goldene Morgensonne strich mit trägen Fingern über das Schreibhaus von Behrlem. Es war ein breites, freundliches Gebäude, wie so viele im Herzen der Provinzhauptstadt. Rot lackierte Balken glänzten stolz in den weißen Wänden, und die Fenster wurden von filigranen Holzgittern geziert, auch wenn das

Papier darin längst durch Glas ersetzt worden war. Das Dach hing weit über die breite Veranda hinaus und gab damit nicht nur Schutz vor Regen, sondern auch ein heimeliges Gefühl von Geborgenheit.

Und normalerweise funktionierte das auch.

In all den Jahrzehnten, die Ojorsven nun schon gemeinsam mit Nenimoria als Büre von Behrlem tätig war, hatte er sich immer sehr wohl gefühlt, sowohl im Haus als auch in seiner Position. Trotz all der rapiden Veränderungen, die das Land als Ganzes durchmachte, war Ojorsvens eigenes Leben doch ein sanftes und beschauliches geblieben. Voll von alten Bekannten, von Bauern und Handwerkerinnen, die mit Anfragen zu ihm kamen, und nach einem kleinen Plausch und einem erwiesenen Dienst zufrieden wieder gingen.

Aber jetzt...

Ojorsven wünschte, Nenimoria wäre da, sodass sie gemeinsam beraten könnten. Aber sie half für ein paar Tage ihrer Familie auf dem Land.

Ojorsven seufzte. Er nahm seine Filzkappe ab und betrachtete ihre kunstvolle Stickerei, während er sie sorgsam auf dem Beistelltisch platzierte. Sein Morgentee winkte ihm mit dünnen, dampfenden Fahnen zu und Ojorsven lehnte sich in seinem Stuhl zurück, um die Tasse an seine Lippen zu führen.

Dennoch tippte er geistesabwesend mit den Fingern auf den Tisch, während sich in seinem Kopf die Bilder der letzten Nacht wiederholten. Die Leute waren besorgt. Verängstigt und aufgewühlt. War da ein Dämon? Gab es Dämonen? Ojorsven hatte eigentlich eher immer gedacht dass nein. So lernte man das schließlich als Kind: dass die Dämonen immer bloß Schimären gewesen seien, Illusionen der alten Magjas. In den Schreibstuben der Hauptstadt würde man sicher nichts davon hören wollen. Und dennoch. Die Leute in Behrlem waren aufgebracht. Und sie schienen zu denken, dass Ojorsven als Büre der Stadt etwas tun sollte. Aber was?

Ojorsven hatte keine Ahnung. Er seufzte tief. Wie auch immer. Er musste ja nicht wissen, was zu tun war. Er war schließlich nur der Büre, hier, um die Wünsche der Bevölkerung umzusetzen. Nicht, um zu bestimmen oder zu erraten, was diese Wünsche waren. Sobald irgendein besorgter Mensch eine konkrete Idee für eine Maßnahme hatte, konnte der sie ja am Brett draußen anschlagen und eine Abstimmung anberaumen. Oder direkt zu Ojorsven kommen, falls es nur eine Kleinigkeit war. Und solange niemand kam, würde Ojorsven die Sache einfach auf sich beruhen lassen.

Er nickte sich bestätigend zu und ignorierte das ungute Gefühl, das in seiner Magengrube verblieb. Mit einer finalen Geste strich er über seinen Schreibtisch und wandte sich einem Stapel Papiere zu, in dem er Anfragen vermutete, die er auch beantworten konnte.

In dem Moment flog die Tür des Schreibhauses auf und zwei Krigas stürmten herein, um mit einem lauten Aufstampfen direkt vor Ojorsvens Tisch zum Stillstand zu kommen.

»Büre Ojorsven!«, brüllte Berqar, so als ob sie erwartete, dass er vor ihr salutieren würde. Ojorsven stand tatsächlich auf und sah mit fahrigen Blicken zwischen Berqar und ihrem Adjutanten hin und her. Er strich mit der Hand über seinen Seitenscheitel.

Berqar schrie weiter wie ein General vor der Endschlacht. »Behrlem ist in Gefahr! Ein Dämon zieht mordend durch die Stadt. Behrlem muss sich verteidigen! Es geht um Leben und Tod!«

Ihre Augen wurden schmal. »Ich weiß, dass das Schreibhaus niemanden beschützen kann. Aber keine Angst! Die Klinge ist bereit. Wir retten euch aus eurer Not! Noch heute werden Krigas in ganz Behrlem Position beziehen. Die Stadt braucht Sicherheit!«

Berqar knallte ein Blatt Papier auf den Tisch. »Dies ist ein Notstand. Wir haben keine Zeit für Abstimmungen. Es braucht ein Ad-hoc-Mandat für sofortige Aktion. Hier unterschreiben.« Berqar hielt ihren Finger an die entsprechende Stelle.

Ojorsven blickte auf das Dokument. Er begann von oben weg zu lesen, doch die Zeilen tanzten vor seinen Augen. Sein Kopf summt.

»Vorwärts!«, bellte Berqar ihn an. »Wir haben nicht den ganzen Tag. Der Schutz der Stadt steht auf dem Spiel! Also beeil dich, es sei denn, du hast einen besseren Plan.«

Ojorsven hatte keinen Plan und wusste auch nicht, wo er einen hätte suchen sollen. Unter dem Eindruck von Berqars entschiedenem Zeigefinger tunkte er den Pinsel in die Tinte und ließ die Hand zögernd über dem Papier schweben. Dann unterschrieb er.

* * *

Schwer drückten die Kasernenmauern auf das Land. Das graue Gestein der Burg war alt wie die Berge, aber nicht mehr wild und frei, sondern behauen, dem Willen eines anderen unterworfen, um nun selbst der Unterwerfung zu dienen. Streng blickten die Türme der Burg auf Lahoon herab.

Zu ihren Füßen marschierten Krigas über den Kasernenhof. Uniformierte Figuren mit gleichgeschalteten Schritten, die alle auf den nächsten Schrei warteten, der ihnen sagen würde, was sie tun sollten. Schrei, Marsch. Schrei, Halt. Wie Marionetten, bereit, jedem Zug an den Schnüren Folge zu leisten.

Lahoon schüttelte sich. »Diese Krigas. Was haben die nicht alles im Dienste der Feudalen getan! ›Bauernaufstand niederschlagen‹, ›unruhige Provinzen befrieden‹. Was immer nur hieß: Blut vergießen. Und diejenigen umbringen, die zu sagen wagten, dass vielleicht alle Menschen gleich an Rechten und Würde sind.« In Lahoons Augen brannte ein wütendes Feuer.

Amalai verschränkte die Arme über der Brust und blickte starr in die Schatten der Burg. »Ja«, sagte sie zu Lahoon und zu der über ihr aufragenden Finsternis. »Stimmt. Und trotz alledem haben wir gewonnen. Der Wandel hat Wurzeln geschlagen. Er ist gewachsen, langsam, aber beständig. Und zu Ehren der Krigas muss gesagt werden, dass zu guter Letzt doch die meisten von ihnen desertiert sind.«

Lahoon brummelte unwillig. »Zu guter Letzt. Zu guter Letzt. Da beschlossen die Krigas, nun doch keine Menschen mehr abzuschlachten, selbst wenn jemand das einen Befehl nannte.«

Amalai lächelte den drohenden Bollwerken triumphierend zu. »Ja. Sie sind einfach gegangen und haben der Gewalt den Rücken gekehrt. Sie sind Bäuerinnen und Händler geworden, Väter und Mütter, Söhne und Liebhaber. Ganz normale Leute, die andere Dinge zu tun haben, als jemanden umzubringen.«

Die Burg blickte karg und kalt auf Amalai herab und schwieg. Aber Amalai war noch nicht fertig. Sie wandte sich Lahoon zu. »Und dass die Krigas desertiert sind, hat den Höhepunkt des Wandels erst ermöglicht. Schließlich war es in dem Moment, als große Teile der Armee sich auflösten, dass die Palastwache an der Seite der Volksdelegierten erschien und der Königin mitteilte, dass die Monarchie abgeschafft ist und alle Feudalen ins Exil gehen würden.«

»Wunderbar«, gab Lahoon zurück. »Jahrhundertlang haben die Krigas Menschen brutal unterdrückt, und irgendwann waren sie so nett, damit aufzuhören. Wie schön von ihnen.«

Amalai hielt seinem Blick stand. »Ja. Genau.« Sie lehnte sich an die Balustrade und ließ ihre Blicke über die Szenerie vor ihren Augen wandern. Es gab einen Himmel über der Kaserne, und er war genauso blau und endlos wie anderswo auch. Und da war der kleine silbrige Bach, der das Ende der Burggründe markierte. Dahinter wogte das tiefe, saftige Grün der Wälder.

Amalai legte den Kopf schief, und der Wind ließ dunkle Locken über ihre Wange tanzen. »Eigentlich stimmt es nicht ganz. Man kann nicht sagen, dass ›die Krigas‹ Leute jahrhundertlang unterdrückt haben. Es waren nicht dieselben Krigas. Nur die Institution ist über Jahrhunderte die Gleiche geblieben. Aber die Menschen darin sind gekommen und gegangen.«

Sie richtete ihren Blick wieder auf den Kasernenhof, wo sich eine kleine Gruppe von Krigas aus der Formation löste und auf das Burgtor zuschritt. »Die meisten Leute, die heute in der Kaserne sind, sind zu jung, um noch unter den Feudalen gedient zu haben. Sie haben nie jemanden getötet.«

Lahoon folgte ihrem Blick und sah zu, wie die vereinzelt Krigas unter dem Fallgitter des Tores verschwanden. »Ja. Viele sind sogar nach dem Wandel geboren. Trotzdem. Oder, gerade deshalb: Warum sind sie eingetreten? Warum werden sie Teil so einer Institution? Denn die Institution war tatsächlich jahrhundertlang grausam und brutal. Sie kann zu Recht beschuldigt werden. Beschuldigt, und aufgelöst!« Lahoon schlug unwirsch mit der Hand auf das Gelände.

Dann erstarrte er, den Blick auf die Kaserne gerichtet.

Das Tor hatte sich geöffnet.

Die Krigas marschierten hinaus.

* * *

Als Amalai und Lahoon ins Schreibhaus stürmten, stellten sie fest, dass eine Freundin von ihnen bereits da war. Mit dem gleichen Ziel, und schon auf halbem Weg. Sie war mitten im Gespräch.

»Ihr könnt unmöglich die Krigas autorisieren, derart in der Stadt aufzumarschieren!«, schnaubte Unleha den Büren an. »Um einen erfundenen Dämon zu jagen! Also wirklich!« Unleha rauchte wie ein gereizter Drache.

Ojorsven räusperte sich. »Die Leute waren sehr besorgt«, verteidigte er sich. »Das war ein richtiger Aufruhr in der Taverne letzte Nacht, das sag ich dir. Es musste etwas getan werden, und zwar schnell.«

Unleha schüttelte verärgert den Kopf, dass ihre zahlreichen kurzen Zöpfe nur so flogen. »Keine Ahnung, was letzte Nacht in der Taverne war. Oder warum es einen Aufruhr gab. Aber ich kann dir sagen, dass die Stadt als solche nicht gerade vor Angst zittert. Oder an Geister und Dämonen glaubt. Ist doch lächerlich!«

Unleha zeigte mit dem Finger auf Ojorsven. »Ein Bursche ist in der Kaserne zu Tode gekommen! Das ist eine Untersuchung wert! Selbst in ihrem Inneren muss die Kaserne sich an grundlegende Werte unserer Gesellschaft halten. Sie können Leute nicht solchen Gefahren aussetzen. Das Schreibehaus sollte die Kontrolle über die Kaserne verbessern! Aber nicht: die Krigas in die Stadt holen. Das ist genau verkehrt herum!«

Unlehas dunkle Augen funkelten.

Ojorsven richtete sich auf und sah mit seinem langen Kaftan und dem silbrigen Dhoti tatsächlich gediegen und würdevoll aus. »Es wird selbstverständlich eine Abstimmung geben«, verkündete Ojorsven förmlich. »Innerhalb eines Mondes, so wie die Bestimmungen es vorsehen. Wir haben die Ankündigung schon ausgehängt. Was ich unterschrieben habe, sind nur interimistische Maßnahmen, für die Zeit bis zur Abstimmung.«

Er zwirbelte seinen beeindruckenden Schnurrbart. »Also kein Grund zur Aufregung. Es wird eine Abstimmung geben, und wenn die Stimmung in der Stadt so ist, wie du sagst, dann werden die Maßnahmen bald wieder Geschichte sein. Schon beim nächsten Neumond.«

*

»Das ist doch unglaublich!« Sie gingen eine friedliche, stille Gasse hinunter, und milder Sonnenschein spielte auf Unlehas dunkler Haut. Aber nichts von alledem beruhigte sie im Mindesten. Mit einem unterdrückten Schrei trat Unleha gegen einen Stein und schickte ihn in hohem Bogen ins Gebüsch.

Und dann sah sie den Kriga, der an der nächsten Ecke Wache stand. Das hatte ihr gerade noch gefehlt!

Unleha fuhr auf den Kriga zu wie eine Furie. »Hau ab!«, schrie sie ihm direkt ins Gesicht. »Ihr habt hier nichts zu suchen! Die einzigen bösen Geister in der Stadt seid ihr, also verschwindet!«

Der Kriga war jung. Bloß ein Kadette, nicht älter als siebzehn. Er zuckte zusammen und ging unwillkürlich in Kampfhaltung. Seine Hand fuhr an den Schwertknauf. Aber da trat ein zweiter Kriga aus dem Durchgang hinter ihm und sah mit offenem Blick von einem zur anderen.

»Was ist?«, fragte er.

Amalai legte eine Hand auf Unlehas Arm. »Komm schon, ignorier ihn einfach. Lass deinen Ärger nicht an einzelnen Leuten aus.«

»Warum nicht? Es ist schließlich auch seine Schuld! Warum ist er denn in die Kaserne gegangen und hat sich zum Befehlsempfänger gemacht? Soll er ruhig wissen, was wir davon halten!«

Aber Unleha ließ sich doch von Amalai fortziehen. Sie schoss bloß noch einen letzten giftigen Blick über die Schulter zurück.

»Es ist schon arg«, brummelte Amalai. »Und es hätte nie so weit kommen dürfen. Aber zumindest ist klar, wohin es geht.« Ihre Hand machte eine eindeutige Bewegung. »Hinaus. Niemand will zurück in die Zeit der Feudalen.«

»Doch«, murrte Lahoon. »Es gibt jemanden, der zurück will in diese Zeit.«

Unleha kreuzte die Arme über der Brust. »Genau, und ihr Name ist Berqar. Ich bin sicher, in ihren Träumen galoppiert sie über ein Feld voller Leichen und nennt das Ruhm.«

Amalai prustete. »Na, komm.« Sie pflückte ein Ästchen aus Unlehas Haar und warf es in die Büsche. »Es mag schon sein, dass sie im Grunde ihres Herzens eine Restitutionsistin ist.« Amalai trommelte mit den Fingerspitzen auf ihren Schenkel. »Und das hier war ein Umsturzversuch. Berqar hat die Krigas zurück in die Stadt gebracht, zumindest für den Moment. Das ist schlimm. Aber insgesamt hat sie keine Chance. Gesellschaften sind etwas Langfristiges. Man kann sie nicht mit einem einzigen Akt umdrehen.«

Amalais Augen wurden schmal. »Der Wandel ist stark. Und wir werden das beweisen, hier und jetzt!«

* * *

Berqar hatte sich vor dem Magja auf ein Knie niedergelassen, inmitten einer Wolke donnernder Finsternis. Blitze umzuckten ihre Silhouette, das gezückte Schwert, den stolz erhobenen Kopf.

Sie verharrte regungslos in der Pose der ewigen Kriga, bis das Grollen verklang und der Magja ihr mit der Drehung seines Stabes bedeutete, sich zu erheben.

Pramus' Stimme hallte in den Gewölben. »Ihr macht Eurem Namen Ehre. Ein erster Ausfall, und ein glorreicher Sieg!«

Die Fackel warf einen flackernden Lichtkreis ins Dunkel der Krypta. Berqars Augen funkelten. »Die Krigas sind in der ganzen Stadt in Position, wie sie es seit ewigen Zeiten nicht mehr waren.«

Sie streckte die Brust heraus. »Wir stehen an jeder Ecke, jeden Tag. Die Menschen werden sich daran gewöhnen, Krigas vor ihrer Haustür zu sehen. In Uniform, und im Dienst, verantwortlich für die Sicherheit der Stadt. Die Krigas werden Fragen stellen. Ob alle gut nach Hause gekommen sind. Was die Nachbarn so machen? Fragen, die mit der Zeit von guten Ratschlägen begleitet werden. Und zuletzt von direkten Anweisungen«, schloss Berqar triumphierend.

Doch sie fuhr gleich fort. »Das wird Beschwerden hervor rufen. Aggressionen, und Angriffe widerspenstiger Elemente gegen Krigas im Dienst. Das ist Unruhestiftung, und zur Wahrung des Friedens braucht es dann eine starke Hand.«

Sie hob ihr Kinn. »Ich habe den Krieg erklärt, innerhalb der Burgmauern, wo ich es problemlos tun kann. Jetzt ist Zeit und Umsicht nötig, damit sich die Welle dieses Einschlags in der ganzen Stadt ausbreiten kann.«

Berqar hielt ihr gezogenes Schwert noch immer in der Hand. »Alle Krigas kennen die Gefahr. Sie haben den entstellten Toten gesehen, das Werk des Dämons. Sie werden ihren Schrecken weitergeben, bis der ganzen Stadt klar ist, dass wir uns in einem Ausnahmezustand befinden. In extremer Gefahr, die extreme Maßnahmen rechtfertigt.«

Pramus' dunkle Augen glänzten, als sie Berqars Blick auffingen. »Gut. Aber seid vorsichtig. Unser erster Angriff war erfolgreich. Jetzt werden wir abwarten und unsere Stellung festigen, bis die Zeit reif ist für die nächste Attacke.«

* * *

In der Mittagshitze hatte Amalai Sonnensegel auf der Dachterrasse gehisst. Gemächlich streckte sie ihre Beine zwischen den Überresten von Reisbällchen und Linsen aus und lehnte sich auf der Matte zurück. »Ich werde den Krigas nicht erlauben, unser Leben zu dominieren. Nicht einmal indirekt.«

Lahoons Miene war immer noch finster.

Amalai verwob ihre Beine mit den seinen. »Man rutscht leicht ab in die Welt der Krigas, und sei es nur, weil man ständig an sie denkt. Auf sie wütend ist, sich vor ihnen fürchtet, sich überlegt, was man gegen sie tun sollte. Aber wir wissen, was wir tun. Wir wählen sie ab. Und bis dahin werde ich weiterhin ich selbst sein und mein eigenes Leben leben. Ich werde hier nicht in Kampfpose sitzen, so wie sie. Mein Leben ist immer noch reich und sinnlich, und ich werde jeden einzelnen Moment genießen, so wie bisher. Das lasse ich mir nicht nehmen.«

Lahoon wiegte den Kopf von einer Seite zur anderen. Er griff nach seiner Laute und ließ ein paar fragende Töne herausfallen. Stimmengemurmelt aus den Badegärten floss zusammen mit dem Gesang der Vögel, dem Zwitschern der Affen und den vertrauten Geräuschen der Kleinstadt, den Klängen seiner Heimat. Sie beruhigten Lahoon. Schon etwas mutiger begann er, sich selbst einen Pfad zurück zu seinem Leben zu spielen.

Amalai hörte zu, und Bilder der nächtlichen Gärten stiegen vor ihrem inneren Auge auf, von Laternen in allen Farben und süßen Melodien aus dem Konzertpavillon.

Da fiel es ihr wieder ein.

»Lahoon.« Sie drehte sich zu ihm um. »Da war jemand in unserem Garten, letzte Nacht. Ich habe es von der Terrasse aus gesehen. Ein schwarzer Schatten, der heimlich von Deckung zu Deckung huschte und in der Nacht verschwand.« Amalai richtete sich ein wenig auf. »Was könnte das bloß gewesen sein? Wer in aller Welt würde sich in meinem Kräutergarten verstecken?«

Lahoons Hände liefen weiter über die Laute und ließen einen erklärenden Akkord herausperlen. »Vielleicht war es ein Pärchen aus dem Bad. Du weißt ja, wie die Leute sich in die letzten Ecken des Gartens zurückziehen, um sich zu lieben. Nun, manche haben sich vielleicht ein wenig zu weit zurückgezogen. Und als ihnen danach klar wurde, dass sie in einem fremden Garten gelandet waren, wollten sie schnell und unauffällig verschwinden.«

Amalai schenkte ihm ein schiefes Lächeln. »Glaubst du? Dass ich eine verirrte Liebende auf der Flucht gesehen habe?«

Lahoon nickte, sehr zufrieden mit seiner eigenen Antwort. Und, vielleicht inspiriert durch das dramatische Bild, das Amalai gerade gezeichnet hatte, wandte sich sein Spiel in Richtung einer Ballade.

*

In dieser Nacht, als der Mond neu und der Himmel voll stürmischer Wolken war, schlich ein Schatten durch den Kräutergarten. Er duckte sich hinter die Büsche, schoss vorwärts und verbarg sich erneut.

Die Welt war voller Aufruhr. Der Wind riss ungestüm an den Ästen, ließ die Blätter rauschen und die Fensterläden klappern. Das Gras drückte sich flach auf den Boden, ängstlich und atemlos, um dem Ansturm zu entkommen. Eine lose Dachschildel wurde vom Scheunendach gebrochen und krachend gegen einen Zaun geschleudert, dann harsch hochgerissen und weitergetrieben.

Inmitten des nächtlichen Sturms glitt der Schatten weiter, absichtsvoll und zielgerichtet.

Diesmal sah es niemand.

5

Lahoon erwachte. Es war stockdunkel. Er versuchte, zu seinem Traum zurückzukehren, in den Wald, zu dem Portal. Zu der Fey, die ihn aus der Anderwelt gerufen hatte, die Flammen aus Mondlicht entfesseln konnte und die ihre Magie vor ihm offenbarte.

Sein Herz pochte laut.

Lahoon schlich sich aus dem Zimmer, ohne dass Amalai es merkte.

Vor ihm lag das übliche Chaos seines Ateliers. Im sanften Schein der Laterne balancierte Lahoon vorsichtig um Staffeleien herum, um halbfertige Bilder und Stapel leerer Rahmen. Er rückte die Kissen auf dem Holzboden zurecht und machte sich an die Arbeit.

*

Goldene Streifen zogen über den Morgenhimmel, als Lahoon begann, die Farben anzudeuten, die seine nächtlichen Skizzen beleben würden.

Eine Diele knarrte. Lahoon blickte auf. Auf leisen, nackten Füßen kam Amalai zu ihm, und er lehnte dankbar den Kopf an ihre Hüfte.

Amalai blickte hinunter auf die Zeichnungen. »Träume?«, fragte sie verschlafen.

Lahoon nickte. »Ja, Träume.« Er seufzte tief. »Oder keine Träume.« Er nahm das Blatt hoch und strich mit dem Finger über die Linien. »Es ist ein Ruf«, flüsterte er. »Ich spüre es.« Seine Stimme war rau.

Amalai vergrub die Finger in seinem Haar. Lahoon schmiegte sich an ihren Körper und spürte den sanften Rhythmus ihres Atems, das langsame Heben und Senken ihres Bauches.

Dann legte er den Kopf in den Nacken und blickte zu ihr auf. »Ich kann den Weg nicht allein finden. Ich versuche es schon die ganze Zeit. Aber ich brauche Hilfe. Und ich weiß langsam nicht mehr, wo ich die suchen soll.«

Amalai ließ eine Strähne pechschwarzen Haares durch ihre Finger laufen. »Hm. Ja. Wenn Varoonya nicht der richtige Ort war.«

Lahoon verzog den Mund. »War es nicht. So sehr ich mich auch auf die Hauptstadt gefreut hatte. Und ›Akademie der Magischen Künste‹ klang extrem vielversprechend. Aber nein.«

Er schnalzte verächtlich mit der Zunge. »In der Akademie würden sie nicht einmal bemerken, wenn ein Einhorn über den Korridor spaziert oder ein Geist auf ihrem Redepult hockt. Sie haben überhaupt keine Wahrnehmungsgabe. Kein Wissen, kein Interesse. Auch keine Toleranz. Sie sind der fixen Überzeugung, dass es keine Fey gibt, und Schluss. Nun haben sie die ganze Gesellschaft davon überzeugt, dass die Fey genau wie die Dämonen immer nur perfide Illusionen der alten Magjas waren.«

Lahoon zuckte mit den Schultern. Dann stand er ruckartig auf. »Ich muss einen anderen Weg finden.« Er fuhr sich mit den Fingern durchs Haar. »Und ich werde Hilfe suchen, wo immer ich kann. Selbst wenn es seltsam aussieht, oder ungut und gefährlich. Ich muss es einfach probieren.«

Amalai trat einen Schritt zurück. Sie verschränkte die Arme über der Brust. »Bei dem Magja, willst du damit sagen. Bei Pramus.«

Lahoons Finger krampften sich um eine Staffelei. »Ja. Pramus.«

Eine angespannte Stille machte sich breit.

Lahoon starrte auf den Boden. »Ich weiß, wie das klingt. Er ist ein Magja, so wie all die Magjas, die im Dienste der Feudalen standen, bis der Wandel sie allesamt von der Macht vertrieb.« Lahoon schluckte. »Es ist ein schweres Erbe. Wer würde heute noch freiwillig in dieser Tradition wandeln?«

Lahoons Finger krallten sich so fest um das Holz, dass die Knöchel blass aus seiner blauen Haut hervorstanden. »Welchen Weg würde ich gehen, als Pramus' Zauberlehrling? Worauf lasse ich mich da ein?«

Lahoon hob den Kopf. Ein wildes Feuer brannte in seinen Augen. »Aber was, wenn die Magjas wirklich mit Dämonen sprechen können? Wenn dies meine einzige Chance ist, überhaupt mit den Fey in Berührung zu kommen?«

Lahoon fuhr mit der Zunge über seine Lippen. »Ich weiß, dass das gefährlich ist. Und vielleicht ist es sehr falsch. Aber solange auch nur die geringste Chance besteht, dass es richtig ist, oder mir zumindest einen winzigen Schritt weiterhilft, muss ich es versuchen.«

Amalai ergriff die Staffelei in einer impulsiven Geste und hielt den Rahmen fest umklammert, ihre Hand gleich neben der Lahoons, ihre Knöchel genauso blass. »Ja. Wenn es eine Möglichkeit gibt, es bloß zu versuchen, ohne sofort

mit Haut und Haar darin zu versinken. Geh zu ihm, wenn du musst, aber sobald er versucht, dich mitzunehmen an einen Ort, im Innen oder im Außen, von dem du allein nicht mehr weg kannst: da bitte ich dich, geh nicht mit!«

* * *

Berqar nahm eine Fackel von der Wand und drang tiefer in die Dunkelheit der alten Waffenkammer vor. Schwerter glänzten in Reih und Glied entlang der Wände, aufgebahrt in ihren Halterungen wie eine lange Batterie tödlicher Zähne.

Aber das Biest schlief.

Noch würde das gebleckte Gebiss nicht zuschnappen, die scharfen Fänge keine Wunden in das Fleisch des Feindes reißen.

Berqar ließ ihre Finger über den kalten Stahl gleiten. Sie konnte die Kraft spüren, die unbändige Macht, die darin verborgen lag. Suchend wanderten ihre Blicke weiter über Klingen und Schilder, über Tische voller Dolche. In den Schatten der hinteren Stirnwand kreuzten sich zwei Hellebarden in stummem Salut. Darunter glommen die Farben eines alten Ölgemäldes. Berqar trat näher. Sie hob das flackernde Licht in ihrer Hand.

Eine sturmumtoste Ebene inmitten hoher Berge lag vor ihr. Der Wind riss die letzten Blätter von kahlen Bäumen, und das Gras duckte sich tief unter seiner Gewalt. Dramatische Wolkenfetzen zogen über den Himmel, der vom Sonnenuntergang blutrot gefärbt war. Ein letzter Schein fiel auf die Leichen hunderter unbekannter Soldaten, die mit verrenkten Gliedern und blutigen Schwertern im Staub lagen, ihre Körper zerfetzt, ihre Augen starr.

In ihrer Mitte bäumte sich das stolze Ross des glorreichen Generals. Sein Mantel wehte malerisch im Wind und seine Augen glänzten. Er hatte seinen Säbel hoch erhoben, bereit, den Himmel selbst aufzureißen, wenn es sein musste. Ein unhörbarer Kriegsschrei drang aus seinem Mund und hallte wider in der Szenerie aus Tod und Verwüstung. Das Echo reiste durch die Zeiten, bis hinab zu Berqar.

Ihr Rücken richtete sich unmerklich auf. In ihren Augen lag ein Leuchten, das viel, viel tiefer ging als nur der Widerschein der brennenden Fackel.

* * *

Unleha watete durch die kniehohen Farne. Ganz hinten in den Gärten des Badepalastes, versteckt im wuchernden Grün, wand sich ein großes Kupferrohr durchs Gras wie eine riesige alte Schlange. Erst unten am Bach tauchte sie auf und reckte sich weithin sichtbar gen Himmel als ein majestätischer Turm aus Spiralen. Die Schlangenhaut war fleckig und graugrün von Staub und Flechten, und nur ein paar einzelne Stellen, wo das Metall noch offen lag, glänzten überschwänglich wie ein Sonnenuntergang.

Zu Füßen des Turms kauerte eine niedrige runde Kuppel auf dem Boden. Unleha beugte sich darüber und lauschte konzentriert auf das dumpfe Klopfen im Inneren, einen tiefen, regelmäßigen Herzschlag. Magie pumpte das Wasser hoch in die Spiralen, genau so wie sie sollte.

Unleha zog ihren Zauberstaub hervor. Als Almecha war sie eine der spezialisierten Magiekundigen, die Traptionen wie diese hier handhaben konnten. Und das Bad verwendete mittlerweile unzählige, für alle Zwecke vom Wärmen des Wassers bis zum Beleuchten der Gärten.

Vorsichtig nahm Unleha den oberen Teil der Kuppel ab.

Das Abendlicht fing sich in einer Wolke aus feinen gläsernen Fäden, die sich in dem Wirrwarr ihres eigenen Universums hundertmal überkreuzten, ohne sich jemals zu stören. In der Tiefe der Wolke glänzten reine Kristalle.

Unleha zog einen dunklen Amethyst aus ihrer Tasche. Ihre Lippen begannen, eine Beschwörung zu formen, den perfekten Klang einer alten Rune, warm, voll und rund, bis er zum Schluss in einem kratzigen Lispeln endete. Und mit einem kleinen Nicken ihres Zauberstabes schwebte ein anderer Amethyst aus der Tiefe des fragilen Labyrinths heraus.

Das Rohr begann zu husten und zu röcheln und verschluckte sich an dem Wasser, das in wilde Strudel verfiel. Aber der neue Amethyst schwebte bereits aus Unlehas Hand, hin zur Mitte der ätherischen Wolke. Ohne einen der delikaten Fäden zu stören, setzte er sich mit natürlicher Anmut genau an den richtigen Platz.

Das Rohr machte einen letzten Huster. Dann, mit einem tiefen Seufzer der Erleichterung, kehrte der reguläre Herzschlag zurück.

Unleha lauschte aufmerksam auf das beständige Rauschen und den darunterliegenden Klang der Magie. Sie ließ eine weitere Beschwörungsformel über ihre Zunge rollen. Ein Licht erglühte im Herzen des Amethysts und lief von dort aus in die unsichtbaren Fäden. In jedem Kristall, den der Funke

berührte, leuchteten die Farben der Magie auf und zeigten Unleha die Zaubersprüche, die in ihnen verankert waren. Tief konzentriert beugte Unleha sich vor.

»Was machst du da?«

Unleha fuhr herum.

Ein junges Mädchen mit schwarzen Haaren und eifrigen Augen stand hinter ihr.

»Rebonya«, seufzte Unleha. »Irgendwann treibst du mich noch in den Herzinfarkt.«

»Tschuldigung«, sagte Rebonya, nicht übermäßig zerknirscht. Sie beugte sich bereits über die Traption und ihre Kristalle. »Warum hast du diesen da ausgetauscht? Ist das der Kraftstein?«

Unleha zog den violetten Schatz aus ihrer Tasche. »In diesem hier ist fast keine Kraft mehr. Ich bringe ihn zurück zum Befüllen.«

Rebonya nickte. »Und die Beschwörung zum Schluss?«

»War nur, um sicher zu gehen, dass alles stimmt. Warte, ich zeig's dir nochmal.«

* * *

Die Abendluft war sanft und lau geworden und das Licht fast ganz aus den Weiten des Himmels geschwunden. Nur eine Ahnung dunklen Blaus lag noch über dem Horizont, und ein letzter Hauch von Lavendel auf den Wolken.

Amalai wandelte durch ihren Garten, strich hier mit dem Finger über ein Blatt, küsste da einen Tropfen von einer Blüte, und sagte allen Pflanzen, die noch auf waren, gute Nacht.

Doch dann erstarrte sie. Da war er wieder. Der Schatten. Ein Rascheln, eine versteckte Bewegung. Eine dunkle Figur, die vorwärts huschte, Deckung suchte, weiter glitt.

Diesmal zögerte Amalai nicht. Mit einem raschen Schritt stellte sie sich dem Schatten genau in den Weg. Und kollidierte.

Stolpernd riss Amalai den Arm hoch und suchte Halt. Ihre Hand schloss sich um festes, menschliches Fleisch. Kein dunkles Phantom, kein rauchiger Dämon zerfloss zwischen ihren Fingern. Im dämmrigen Zwielflicht starrten die mandelförmigen Augen eines jungen Mädchens Amalai an.

»Äh. Hallo«, sagte Amalai.

Das Mädchen warf ihr einen zornigen Blick zu. Dann riss sie sich mit einer hektischen Bewegung los, wodurch etwas zu Boden fiel. Ein Buch, sah Amalai. Wie ein Falke stürzte sich das Mädchen darauf und barg es wieder an ihrer Brust. In ihren Augen stand mittlerweile fast schon Panik.

»Nichts sagen!«, zischte sie. Dann drehte sie sich um und rannte quer durch den Kräutergarten, bis sie mit den Schatten der Hecke verschmolz. Noch ein paar knackende, raschelnde Laute, und weg war sie.

Amalai sah ihr nach. Dann folgte sie ihr mit verhaltenen Schritten. An dem Punkt, wo das Mädchen verschwunden war, strich Amalai mit der flachen Hand über die Hecke. Dann glitt sie hindurch.

Amalai zwängte sich entlang des schmalen Spalts zwischen der Mauer des Kasernenhofs und den kratzenden Ästen an ihrer Schulter. Rauer Stein zupfte an ihren Fingern, die sie die Wand entlang gleiten ließ. Bis sie sich verfangen. Amalai hielt inne. Sie beugte sich hinunter.

Da war ein Loch in der Mauer, knapp über dem Boden. Gerade groß genug, dass sich ein Mensch hindurchzwängen konnte. Und in der Mitte des Durchbruchs, zusammengeknüllt zu einem hastigen Knäuel, lag der Umhang des Mädchens.

*

Rebonya fluchte leise. Wie hatte das nur passieren können? Wieso war sie so achtlos gewesen und hatte übersehen, dass da jemand im Garten war? Jetzt hatte die Kräuterfrau sie erwischt. Aber die würde sie bestimmt nicht verraten. Oder doch?

»Vielleicht hätte ich bleiben sollen, um zu verhandeln«, dachte Rebonya. »Um zu erklären, und zu bitten.« Sie seufzte. »Oder vielleicht war Wegrennen genau das Richtige. Sie würde mich nicht wiedererkennen. Oder doch?«

Rebonya schlich vorsichtig die Kasernenmauer entlang, noch immer in der Deckung eines leeren Stalls. An dessen Ende spähte sie hinaus in den Hof, sehr sorgfältig diesmal. Dann trat sie hervor, in der nonchalanten Art eines Menschen, der gerade mal ein bisschen frische Luft schnappen war.

Als sie in ihre Kammer kam, sah Gureev von seinem Buch auf. »Du warst draußen«, kommentierte er.

Rebonya brummte eine kurze Replik und ließ sich auf ihre Matte fallen.

»Du warst ziemlich viel draußen in letzter Zeit«, insistierte Gureev.

Rebonya erstarrte. Stille füllte den Raum. Erwartungsvolle Stille.

»O nein«, betete Rebonya. »O nein. Nicht auch noch Gureev.«

»Fast immer, wenn du keinen Dienst hast, bist du draußen«, fuhr Gureev fort.

»Ich war im Hof«, murmelte Rebonya.

Gureev wartete. Dann sagte er: »Natürlich. Im Hof. Wo hättest du sonst sein sollen? Du darfst die Kaserne schließlich nicht verlassen.«

Die erwartungsvolle Stille kehrte zurück. Rebonya biss sich auf die Lippe. Was nun?

Sie drehte sich auf ihrer Matte um und wandte sich dem Zimmer zu, und ihrem Zimmergenossen. »Ganz genau. Ich darf die Kaserne nicht verlassen. Also werde ich es doch sicherlich nicht tun, oder? Und vor allem würde ich dir nicht sagen, wenn ich es doch täte. Ich will dich schließlich nicht in Gewissensnöte bringen. Du könntest dich ja verpflichtet fühlen, mich anzuzeigen. Wofür auch immer. Sogar für eine respektlose Miene.«

Gureev stand mit einer raschen Bewegung auf. »Das habe ich nicht getan, wie dir hätte auffallen können.« Seine Stimme war schneidend. »Jede einzelne Minute, die ich mit dir in dieser Kammer verbracht habe, hast du eine respektlose Miene getragen. Ganz abgesehen von den Reden, die du führst. Aber ich habe dich nicht angezeigt. Und auch zu niemandem eine Bemerkung über deine häufige Abwesenheit gemacht.« Eine tiefe Falte hatte sich auf seiner Stirn gebildet. »Aber vielleicht sollte ich das tun, jetzt, wo du es sagst. Vielleicht ist es meine Pflicht. Du könntest eine Gefahr sein, ein subversives Element.«

Rebonya platzte ein Lachen heraus. »Danke.« Aber ihr Lachen war ein zittriger Laut, ein halber Husten, ein desesperates Keuchen. »Ich glaube nicht, dass mich je jemand als subversives Element bezeichnet hat. Und schon gar nicht als Gefahr.«

Sie setzte sich auf ihrer Matte auf. Dann erhob sie sich sogar und machte einen Schritt auf Gureev zu. Einen kleinen, zögerlichen zumindest. »Leider bin ich aber nicht Teil eines Geheimkomplots zum Sturz der Klinge. Alles, was ich mache, ist, mich um mein eigenes Leben zu kümmern. Das Leben, das ich wirklich leben will.«

Sie blickte auf ihre Füße, dann hob sie die Augen und sah Gureev direkt an. »Ich bereite mich auf die Akademie der Magischen Künste vor. Ich leihe mir Bücher aus von einer Almecha, die dort studiert hat. Ich schaue ihr beim Arbeiten zu und stelle Fragen.«

Rebonya senkte ihren Kopf. Ihre Stimme wurde leiser. »Ich bin echt keine Gefahr.«

Gureev maß sie mit einem langen Blick. »Ich glaube dir«, urteilte er mit einem gnädigen Kopfnicken. »Dass du draußen warst, um zu studieren und dich für die Akademie vorzubereiten. Und dass du eine Almecha werden möchtest.« Er hielt inne. Dann hob er eine Augenbraue. »Ich bin froh zu sehen, dass du ein Ziel hast. Dass es doch etwas gibt, woran du glaubst.«

Rebonya blickte starr auf den Boden und sagte nichts.

Gureev sprach gemessen weiter. »Almecha ist ein guter Beruf, eine hilfreiche Kunst. Ich respektiere dein Bemühen, und dein Bestreben, dich zu bilden.« Er zögerte. »Aber es ist trotzdem gegen die Regeln. Krigas, auch Kadetten wie wir, dürfen die Burg nicht einfach auf eigene Faust verlassen.« Gureev richtete sich auf. »Es gibt Gründe für solche Regeln. Und es wird in der Tat von uns erwartet, dass wir sie befolgen.« Er blickte Rebonya erwartungsvoll an.

Rebonya fuhr sich mit den Fingern durch die Haare. »Na ja«, murmelte sie. »Das ist sogar eine der wenigen Regeln, die ich selber auch gut finde. Prinzipiell.« Sie räusperte sich. »Aber in meinem Fall... Ich bin ja nicht durch die Stadt stolziert. Ich habe meine Uniform nicht zur Schau gestellt und keine soldatische Präsenz gezeigt. Ich bin einfach nur rasch und unauffällig direkt zu meinen Studien gehuscht.« Bilder der unerwünschten Begegnung im Kräutergarten tauchten vor ihrem inneren Auge auf und sie fluchte im Geiste.

Laut sagte sie: »Ich bin wirklich keine Gefahr. Vielmehr bin ich es, die in Gefahr ist. In Gefahr, von der Schule zu fliegen, bevor ich mein Siegel habe. Oder in Korrektur beordert zu werden, zu irgendeiner grässlichen, gefährlichen Arbeit, so wie Hun.« Rebonya verschränkte die Arme vor der Brust.

Gureev war still geworden. Er wandte sich ab.

Rebonya tat einen kleinen Schritt auf ihn zu. »Gureev. Ich werde vorsichtiger sein. Es ist zu riskant so, das sehe ich ein.« Ihre Stimme war ernst. »Aber ich muss weiter studieren. Ich brauche das.« Sie sah Gureev durchdringend an. »Ich weiß nicht, ob das für dich gut genug ist. Die Wahrheit,

und ein Versprechen. Bitte sag mir, ob dir das reicht. Denn selbst wenn ich nicht genau weiß, was meine Strafe wäre, wenn ich erwischt würde: Ich hoffe doch inständig, dass es einfach nie passiert.« Sie räusperte sich. »Und in diesem Sinne wäre ich in der Tat dankbar, wenn du mich nicht anzeigst.«

Gureev bedachte Rebonya mit einem langen, nachdenklichen Blick. Dann neigte er den Kopf leicht, in einer grazilen, vornehmen Geste. Diesmal sprach er jedoch kein Urteil.

»Dankbar?«, fragte er stattdessen. »Du wärst dankbar? Das ist neu. Hast du vor, es sogar zu zeigen?«

Rebonya prustete. Doch dann schlich sich ein Hauch Reue in ihr Gesicht, und der Beginn eines schiefen Lächelns. »Ja. Ich habe vor, es sogar zu zeigen. Wenn du mich wirklich nicht anzeigst, dann gebe ich zu, dass du es verdient hast.« Ihr Grinsen wurde breiter. »Ich bin nicht in Übung, muss ich allerdings dazu sagen. Dankbarkeit zeigen ist eine nie gekannte Herausforderung für mich. Aber ich werde mich meiner Aufgabe mutig und unerschrocken stellen. Und, sollte ich sie bewältigen, so wird das sicher eine der wertvollsten Lektionen sein, die ich je in meiner Zeit bei der Klinge gelernt habe.«

6

»Strategie und Taktik.«

Berqar stolzierte im Offiziersraum auf und ab, die Hände hinter dem Rücken verschränkt, und dozierte. Sie blieb unter einem großen Ölgemälde stehen, das vor Kurzem seinen Weg an die Stirnwand des Raums gefunden hatte. Ein siegreicher General hoch zu Ross inmitten einer stürmischen Landschaft, der Boden übersät mit Leichen.

Berqar drehte sich um, voller Schwung und Inspiration.

Gureev hatte seinen Essay zurück auf den Tisch gelegt, gleich neben das dicke Buch. Seine dunklen Augen waren ernst, seine Haltung anmutig und vornehm.

Berqar genoss die Intensität seiner Aufmerksamkeit. Das Feuer in ihrer Stimme fand Nahrung. »Unser Kampf braucht nicht nur unseren Körper, sondern auch unseren Geist und unser Herz.«

Sie streckte die Brust heraus. »Für einen ruhmreichen Krieg braucht es mehr als reine Brutalität. Die wahrhaft Berufenen, die rechten Herrschenden müssen listig sein, schlau und hinterhältig wie der Dämon selbst.«

Die verkohlten Überreste einer alten Heugabel lehnten in der Ecke. Gureev fragte sich vage, was sie dort taten, aber Berqar strich mit dem Finger über die eisernen Spitzen wie über eine Quelle der Kraft. Ihre Stimme wurde eindringlich, als wäre sie getrieben von einer Vision, oder von einem obsessiven Albtraum. »Der Feind wartet nicht, und er kommt dir auch nicht offen und ehrlich entgegen. Der Krieg ist ein schmutziges Geschäft, und du musst bereit sein. Berechnend, grausam und gnadenlos. Fähig, alles zu tun.«

* * *

Die Türme der Burg ragten schwarz und streng in die pastellfarbene Morgendämmerung. Blasses Licht fiel ins Innere der Kadettenkammer, wo Gureev seine Matte sorgfältig zusammenrollte, ohne auch nur den geringsten

rügenden Seitenblick auf den unordentlichen Haufen zu werfen, der Rebonyas Bett darstellte.

Rebonya hingegen hatte massenhaft Kommentare. »»Die rechten Herrschenden«!«

Gureev hatte nur einen sehr rudimentären Bericht darüber gegeben, was Berqar in ihrem Privatunterricht gesagt hatte. Dennoch hatten sich Rebonyas Augen zu wütenden Schlitzen verengt. »Haben wir Herrschende? In unserem Zeitalter?«

Gureev hielt inne. Dann wandte er sich ab. »Nein.« Seine Ohren wurden heiß. »Natürlich nicht.«

Aber er machte noch einen Rettungsversuch. »Berqar hat historisch gesprochen. Oder metaphorisch.« Er räusperte sich und strich mit dem Finger über den ledernen Einband des Schmökers. »Außerdem sind dies einfach Begriffe, die in dem Buch verwendet werden. Berqar hat sich bloß darauf bezogen. Es hat nichts weiter zu bedeuten.«

* * *

»Lebe wohl.« Lahoon drückte einen Kuss auf Amalais dunkles Haar. »Und pass auf, dass die Krigas keinen Unfug anstellen.«

»Mach ich«, versprach Amalai. Sie klopfte auf eine von Lahoons vielen Reisekisten. »Mögest du mit leeren Koffern und vollem Beutel wiederkehren«, fügte sie salbungsvoll hinzu, als wäre es der traditionelle Segen eines fernen Landes.

Lahoon lachte. »Mal sehen.« Er zog Amalai an sich. »Toan ist ein nettes Städtchen. Wie Behrlem, im Grunde. Nur, dass ich nicht so oft dort bin und daher viel mehr Aufmerksamkeit bekomme, wenn ich doch einmal auftrete. Ich freue mich schon auf die Konzerte. Und ich werde auch sicher wieder das eine oder andere Bild verkaufen. Also werde ich zwar vielleicht nicht reich zurück kehren, aber zumindest doch wohl genährt und zufrieden.«

Die Kutschfrau kam und Lahoon schwang sich hinten auf den Karren zu seinen Kisten.

Ein sehnsüchtiger Ton stahl sich in seine Stimme, als er noch einmal Amalais Hand hielt. »Und auch die Lesekammern des Tempels rufen nach mir.

Vielleicht finde ich doch noch etwas, ein Zeichen, einen Wink. Eine leise Ahnung, wo mein Pfad zu den Fey liegen könnte.«

*

Amalai musste sich beeilen. Precetlan und Naleewa gingen heute mit ihren Schafen in die Berge und hatten Amalai angeboten, ihr eine entlegene Schlucht zu zeigen, wo sie vermutlich Deewelarque-Büsche gefunden hatten. Und natürlich wollte Amalai das sehen. Rasch sattelte sie sich im Mietstall ein Pferd.

Amalai holte die Herde an der Stelle ein, wo der dunkle Wald in ein weites, offenes Hochland übergang. Die Luft war frisch und würzig hier oben und Amalai fühlte den Wind in ihren Locken wie eine sanfte Liebkosung. Es lag ein Geruch von Wildkräutern darin, aber auch eine Ahnung von Schnee und Eis, ein Lied von fernen Gipfeln. Precetlan begann zu scherzen, und Geschichten zu erzählen von Bergen und Einsamkeit, von Schafen und Gemeinschaft.

Es war schon nach Mittag, als sie die anderen Hirtinnen verließen und versprachen, zum Abendlager wieder zur Herde zu stoßen. Ein langer und gewundener Pfad führte die drei Reitenden zur Seite, durch Wiesen und Täler, bis Precetlan schließlich mit einer ausladenden Geste auf die kleine Klamm deutete, die zu ihrer Linken in die Tiefe stürzte.

»Hier bitte!«

Sie ließen die Pferde bei einem niedrigen Gehölz zurück und näherten sich vorsichtig dem Abgrund. Er war voll knorriger Büsche mit dunklen Blättern und langen, spitzen Dornen. Amalai berührte einen Strauch, der es geschafft hatte, über die Kante des Abgrunds hinaus zu klettern und pflückte eine runde Beere, schwarz wie die Nacht. Als sie zudrückte, spürte sie den Saft über ihre Finger rinnen. Ein beißendes Aroma stieg in ihre Nase und Amalai fuhr zurück. Kein Zweifel. Das war Deewelarque.

Sie drehte sich um und fiel Precetlan um den Hals. »Das ist großartig! Danke!«

»Deewelarque ist giftig, oder?«, fragte Naleewa.

»Ja. Wir sollten diese Beeren auf keinen Fall essen. Aber sie können bestimmten Zaubetränken enorme Kraft verleihen, wenn sie weise und umsichtig gehandhabt werden.« Amalai zögerte. »Sie können auch wilde

Fieberträume hervorrufen. Halluzinationen. Oder Hellsichtigkeit, sagen manche.«

Amalai sah hinab in die Schlucht. Die Felswände stürzten steil ab in unergründliche Tiefen. Sehnsüchtig blickte Amalai zu den unzähligen Deewelarque, die sich ans Gestein klammerten. »Ich wünschte, ich könnte die erreichen!«

»Vielleicht gibt es ja einen Weg. Von unten«, deutete Precetlan.

Es brauchte eine Weile, bis sie die Anhöhe umrundet hatten und soweit über den Hang des Hügels abgestiegen waren, dass sie am Fuße der Schlucht ankamen. Doch dort, in der Tat, da konnte man hinein.

Es war nicht gerade einfach. Sie kletterten über Steine und Felsbrocken, schürften sich die Knie auf und zwängten sich zwischen dornigen Deewelarque hindurch, die hier immer dichter und dichter wuchsen.

Sie drangen tiefer in die Schlucht vor. Die Felswände ragten zu beiden Seiten empor und tauchten die Welt in dämmriges Zwielflicht. Die drei Wandernden waren schweigsam geworden, so als hätten sie Angst, die Stille des Ortes zu stören.

Da tat sich ein Pfad aus sanftem, frischen Gras unter Amalais Füßen auf und schlängelte sich wie ein seidiger Faden durch das sonst harte, steinige Gelände. Amalai hob die Brauen. Sie folgte der Spur, tiefer und tiefer in das Reich der Schatten, von einer mäandernden Verlockung geleitet, bis sie vor einer steilen Felswand zu stehen kam. Zu Amalais Füßen breitete sich einladend ein weicher, grüner Teppich aus.

Vorsichtig kniete Amalai darauf nieder. »Eine Quelle!«, flüsterte sie. Mit sanften Händen teilte sie das Gras vor dem Felsen. Glasklares Wasser sprudelte aus dem Stein und rann kalt wie ein Gletscher über Amalais Finger. Strahlend drehte sie sich zu Precetlan um – und erstarrte.

Ein schwarzer Schatten stand im Dorngebüsch wie ein Geist.

Precetlan blickte über die Schulter und fuhr erschrocken zurück.

Die dunkle Gestalt kam näher und entpuppte sich als ein zierlicher Mann in schwarzer Robe. Auch sein Haar war schwarz, und seine Haut blass wie der Mond.

Er blieb stehen, als er die schockierten Gesichter sah, sagte aber nichts.

Precetlan räusperte sich. »Äh.« Seine Stimme war brüchig. »Guten Tag.«

Der Mann neigte den Kopf.

»Was machst du hier?«, fragte Precetlan, ein wenig unlogisch.

»Ich lebe hier.« Eine angedeutete Geste, eine halb erhobene Hand. Und sie sahen ein kleines Steinhaus, das sich zwischen den Deewelarque an die Seitenwand der Schlucht drückte. Es war halb überwuchert, und insgesamt so sehr eingebettet in die Umgebung, dass es kein Wunder war, wenn sie es zunächst nicht bemerkt hatten.

»Und ihr?« Die Frage schwebte wie ein Hauch in der Luft.

»Wir sind nur zu Besuch«, sagte Precetlan, und es klang selbst in seinen Ohren extrem lahm. Aber ihr Gastgeber schien es nicht ungewöhnlich zu finden, dass drei Leute nur zu Besuch in eine praktisch unzugängliche Felsschlucht voll dorniger Büsche kamen.

»Gut«, nickte er mit einer stillen Freundlichkeit, die Precetlan sofort entspannte. Precetlan atmete tief aus. Es war etwas Beruhigendes an diesem Mann, etwas zutiefst Vertrauenswürdiges.

Der Fremde wandte seinen Blick Naleewa zu. »Wollt ihr hereinkommen?«

Auch von Naleewa fiel die Spannung ab. Sie lächelte und nickte, wieder ganz in ihrem Element. »Mein Name ist Naleewa«, stellte sie sich vor, »und das hier sind meine Freunde Precetlan und Amalai.«

Die Augen des Mannes waren sehr dunkel. »Verlem.« Sein zerbrechlicher Körper verneigte sich fast unmerklich. »Kommt ihr mit mir?« Sein Blick fand Amalai und verfiel sich für einen endlosen Moment in ihren Augen. Dann drehte er sich um und ging in Richtung der Hütte.

Amalais Herz raste. Sie konnte ihren Puls im ganzen Körper spüren. Sie wollte wegrennen. Und näher kommen. Sie wollte bei diesem Mann sein, und so weit weg von ihm wie nur irgend möglich. Sie fühlte sich unglaublich wohl in seiner Gegenwart, zutiefst beruhigt durch seine sanfte Stimme, seinen stillen Blick, und gleichzeitig schrie ihr ganzer Körper vor Panik. Amalai wusste, wenn sie Verlem nun in seinen Raum folgen würde, in sein Reich, dann würde sie seinem Charme ganz und gar verfallen und sich in seiner Welt verlieren. Sie verzehrte sich danach. Die Sehnsucht zog an ihrem Herzen, rief sie mit einer Dringlichkeit, die atemberaubend war, schmerzlich, wunderschön – und nicht ganz natürlich, sagte eine Stimme in ihrem Inneren. Der letzte Rest einer Stimme, die dünnen, schwindenden Fäden ihres Bewusstseins, die noch in der Lage waren, solche Gedanken zu formen, diese letzten Reste schrien Amalai an.

Ihr Herz spürte den Sog erneut. Im nächsten Moment wäre all ihre Fähigkeit zu denken dahin. Sie würde nichts anderes mehr kennen als Vertrauen, als Loyalität zu diesem Mann, Verlem.

Amalai machte einen kleinen Schritt zur Seite. Naleewa und Precetlan waren bereits unterwegs, in Verlems Gefolge. Sie erreichten die Hütte. Verlem öffnete die Tür und verschwand.

Und Amalai rannte. Sie hetzte über den Graspfad, und weiter quer durchs Gebüsch. Ihre Arme wurden von Dornen zerkratzt, ihre Füße stolperten, ihre Lunge brannte. Amalai stürmte weiter, in blinder Panik, und konnte es kaum glauben, dass sie den Ausgang wiederfand. Zitternd und ungelenk kletterte sie über die Felsbrocken, rutschte ab und verletzte sich. Aber sie kam durch. Vor ihr lag das offene Grasland.

Amalai jagte vorwärts bis zu einem einsam aufragenden Stein inmitten der Wiese. Keuchend warf sie sich dahinter in Deckung. Ihr Puls raste. Ihr ganzer Körper pochte vor Schmerz und Überanstrengung. Ein Wirbelwind tobte durch ihren Kopf. Amalai schloss die Augen und ließ dem Sturm in ihrem Inneren seinen Lauf. Für einen langen, zeitlosen Moment wusste Amalai nichts mehr von der Welt.

Dann setzte sie sich ruckartig auf.

Naleewa und Precetlan. Sie hatte sie einfach zurückgelassen. In einer Situation, die ein so intensives Gefühl von Gefahr in ihr erweckt hatte, dass sie mit aller Kraft davon gerannt war. Wenn es so bedrohlich war, wie hatte sie dann die beiden nur allein lassen können?

Aber Amalai hätte nicht anders gekonnt. Sie selbst hatte nur noch einen kleinen, letzten Moment, um sich abzuwenden. Wäre sie noch einen Augenblick länger geblieben, einen kleinen Schritt näher gekommen, wäre sie hoffnungslos verloren gewesen.

Amalais Kopf schwirrte noch immer. Ihr ganzes Wesen war in Aufruhr. Was konnte sie tun?

Amalai legte ihre Arme um den Felsen, um die feste, ewige Präsenz von Urgestein, und betete um Kraft und Klarheit.

Zumindest etwas Kraft kam. Amalais Herzschlag wurde langsamer, ihr Atem tiefer. Der Schwindel ließ nach. Da bemerkte sie eine Bewegung, nur ein leichtes Huschen am Rande ihres Blickfelds.

Sie richtete sich auf. Am Eingang der Schlucht, zwischen den ersten Deewelarque, da war etwas. Ein Schatten. Ein Tier. Ein Mensch, sah Amalai schließlich. Und noch einer. Der über die Felsen kletterte. Naleewa und Precetlan waren auf dem Weg zu ihr.

Amalai sank zu Boden und atmete tief aus.

*

Precetlan und Naleewa sahen Amalai besorgt an. »Warum bist du gegangen?«

»Ich bin nicht gegangen«, sagte Amalai. »Ich bin gerannt.«

Und sie versuchte zu erklären.

Vergeblich, großteils. Precetlan verstand ganz und gar nicht, worauf sie hinauswollte. »Verlem war überhaupt nicht bedrohlich«, behauptete er. »Ganz im Gegenteil. Er erscheint mir so angenehm, so vertrauenswürdig mit seiner schüchternen, stillen Art. Wir waren bloß erschrocken, weil er so plötzlich hinter uns aufgetaucht ist. Aber sobald du ihn näher anschaust, ist da überhaupt kein Grund zur Sorge mehr.«

»Ja«, gab Amalai hilflos zurück. »Das ist genau, was ich meine. Du schaust ihn näher an. Er schaut dich näher an. Sobald er dich anschaut, vertraust du ihm. Vertraust ihm so tief, so fraglos, dass gar nichts anderes mehr möglich ist. Das ist zu viel. Es ist nicht echt, nicht natürlich. Es ist, als hätte er dich verhext. Dir einen Zauberspruch gegeben, der dich alle Zweifel vergessen lässt. Es gibt solche Tränke, weißt du?«

Precetlan neigte seinen Kopf. »Ja, schon. Denke ich. Aber, wie auch immer: Verlem hat uns doch gar keinen Spruch eingebläut?«

»Nein«, gab Amalai zu. »Es müsste eine andere Art von Magie sein. Eine, die er allein durch seine Präsenz wirken kann, oder durch seinen Blick.«

Precetlan sah sie skeptisch an.

Naleewa räusperte sich. »Ich habe noch nie von Magiekundigen gehört, die so etwas könnten«, stellte sie fest. »Außerdem, warum sollte Verlem sich unser Vertrauen mit Magie erschleichen? Er ist ein Einsiedler, der Beeren und Kräuter sammelt. Was könnte harmloser sein als das? Warum sollten wir ihm nicht vertrauen? Was denkst du denn, dass er von uns will? Was könnte er wollen, das wir ihm nicht freiwillig geben?«

»Keine Ahnung«, sagte Amalai matt.

Sie war erschöpft, und in ihrem Inneren herrschte immer noch Chaos.
»Lasst uns zurückgehen.«

Langsam und schwerfällig wanderten sie wieder auf die Anhöhe, wo sie ihre Stuten gelassen hatten. Die Pferde waren alle noch da, gesund und wohlbehalten. Amalai atmete erleichtert auf und kam sich sofort lächerlich vor. Was hatte sie denn erwartet?

Sie ritten zurück über Wiesen und Kuppen bis zu dem Pfad der Schäferinnen.

Precetlan schenkte Amalai einen freundlichen, besorgten Blick aus seinen braunen Augen. »Geht's dir wieder gut?«

»Naja. Ja. Wird schon.« Amalai schüttelte den Kopf mit einem reumütigen Grinsen. »Tut mir leid wegen des vielen Dramas. Ich konnte nicht anders. Ich weiß nicht, warum. Aber jedenfalls bin ich sehr dankbar für die Deewelarque. Das ist ein wunderbarer Fund!«

»Freut mich«, lächelte Precetlan. Mit ein paar weiteren besorgten Blicken und warmen Umarmungen verabschiedeten Naleewa und Precetlan sich und ritten davon, ins Hochland, wo Schafe und Freundinnen auf sie warteten.

Amalai blickte hinauf in den Himmel, oder ins endlose Nichts. Dann wendete sie ihr Pferd und ließ die Stute den Weg nach Hause führen.

Eine blasse Mondsichel stand am Abendhimmel.

»In Mären und Legenden«, sagte Amalais innere Stimme, »gibt es mehrere Gründe, warum Menschen unwiderstehlich angezogen werden. Magie in Form von Zaubertränken und Beschwörungen ist nur einer. Es kann auch Schicksal sein, wie bei zwei Liebenden, die für einander bestimmt sind, oder wie bei Prophezeiungen und der Weisheit der Sterne.«

Amalai war nicht sicher, ob sie wollte, dass die Stimme weitersprach. Aber sie tat es dennoch, sanft und unbeirrbar.

»Und dann gibt es noch eine Art von Legende. Die Mären von den Fey. Wesen aus der Anderwelt, von denen manche die Fähigkeit haben, Menschen zu sich zu holen, einfach nur durch ihre Präsenz, oder ihre Willenskraft. So wie Nymphen.«

Amalai wandte ihr Gesicht ab.

»Wie Vampire.«

7

Es war schon fast Mittag. Die Sonne stand hoch und heiß am Himmel und Schweißperlen glitzerten auf Amalais brauner Haut, als sie die letzten Kräuterbüschel an die Balken im Trockenschuppen band. Sie strich sich mit dem Handrücken über die Stirn und beschloss, dass es Zeit für eine Pause war.

Sie spazierte los in Richtung Piazza, voll hoffnungsfroher Gedanken an frisch gepresste Säfte und schattige Bäume. Vielleicht sogar ein paar dieser köstlichen Ponon-Früchte? Amalai begann leise zu summen, während sie ein buntes Tuch um ihre widerspenstigen Locken band. Aber selbst mit der Ablenkung wehender Stoffzipfel vor ihren Augen bemerkte ihr Unterbewusstsein etwas.

Sie wurde beobachtet.

Amalai drehte sich um.

Die Kriga an der Straßenecke schaute schnell weg. Und dann lugte sie doch wieder über die Schulter zurück. Ihre Blicke trafen sich, und Amalai war sofort sicher: Das war sie. Dieses Mädchen war nachts durch ihren Garten geschlichen.

Die Kadette sah, dass Amalai sie erkannt hatte. Ihre Augen wurden schmal, und ihre Schultern spannten sich an.

Intuitiv machte Amalai eine beruhigende Handbewegung.

Das schien zu helfen. Als Amalai noch ein Augenzwinkern hinterher schickte, wurde der Rücken der Kadette wieder weich.

Dennoch schlenderte Amalai nur ganz gemächlich heran, mit vielen Pausen und nur wenig Blickkontakt, wie bei einem wilden Tier. Als das Mädchen weder biss noch floh, stieg ein Hauch von Triumph in Amalai auf.

Mit ihrem letzten Schritt erregte sie schließlich auch die Aufmerksamkeit des zweiten Krigas an der Straßenecke, eines Jungen mit schwarzer Haut und aufrechter, anmutiger Haltung. Amalai räusperte sich und stellte sich vor, was ihr höfliche Grußworte einbrachte und zwei Namen: Rebonya und Gureev.

Amalai lächelte. »Es ist ungewohnt, euch hier zu sehen«, wagte sie zu sagen. »Die längste Zeit war es Krigas nicht erlaubt, die Kaserne zu verlassen.«

Das brachte einen Funken in Rebonyas Augen. »Nein, war es nicht!«, zischte sie in höchst unsoldatischem Tonfall. »Es gab allerdings einen außerordentlich guten Grund für die Änderung dieser Regel. Jedenfalls wurde uns das so erklärt. Ein furchtbarer Dämon bedroht die Stadt! Niemand außer uns Krigas kann dem begegnen. Deshalb sind wir gekommen, um euch alle zu retten. Also fürchtet euch nicht! Wir sind euer Schutz.«

Amalai betrachtete sie nachdenklich.

Rebonya hob trotzig ihr Kinn. Gureev hatte sich leicht abgewandt und sah nun mit korrekter Haltung und ausdruckslosem Gesicht in die andere Richtung.

»Weißt du, manche Leute sagen ja, es gäbe gar keine Dämonen«, schlug Amalai vor.

Rebonya bedachte sie mit einem wissenden Blick. »Fürchtet euch nicht! Wir verteidigen euch auch gegen nicht existierende Dämonen. So dass ihr sicher seid. Und unter unserem Schutz.«

»Aha«, nickte Amalai. Ihr Interesse an Rebonya nahm beständig zu. »Und wie genau werdet ihr uns beschützen, wenn der Dämon kommt?«

Der Funke in Rebonyas Augen glomm so stark, dass es praktisch einem Grinsen gleichkam, das sich über ihr ganzes Gesicht zog. »Im Moment«, teilte sie genussvoll mit, »werden wir vor allem sagen: ›Hinweg mit dir, du Teufel!‹ Und die Menschen aufrufen, Deckung zu suchen. Wir könnten auch unsere Klingen ziehen, für den Fall, dass die auf Dämonen irgendeine Wirkung haben.« Rebonya verschränkte die Arme über der Brust und ihre Stimme wurde zu einem unverständlichen Brummen. »Das war's für den Moment. Aber demnächst kommt etwas anderes nach.«

*

»Aber es gibt keine Dämonen!« Rebonya stampfte mit dem Fuß auf und gestikulierte wild vor Gureevs Brust. »Die sind doch nur ein Schauernmärchen aus der Zeit der Feudalen!« Sie warf Gureev einen wütenden Blick zu. »So gesehen braucht es mich nicht zu wundern, dass du schwankst und zögerst. Dass du vielleicht sogar Gefallen findest an solchen Geschichten.«

Gureev hielt sein Haupt hoch erhoben. »Ja, natürlich. Alles, was ich denke, muss seinen Ursprung darin haben, was meine Familie mir gesagt hat. Wohingegen alles, was du denkst, überhaupt nichts zu tun hat mit dem, was Menschen rund um dich gesagt haben. Deine Meinung ist so rein und unbeeinflusst von allem, dass es eigentlich gar keine Meinung ist, sondern schlicht die Wahrheit. Oder?«

Gureev wandte sich zu Rebonya um. »Du hast immer alle deine Antworten parat. Du hörst nie zu, wägst nie ab. Du schließt einfach alle anderen Möglichkeiten aus, und fertig.« Er spreizte die Finger. »Ich bin wenigstens unsicher. Offen. Zumindest kann ich zugeben, dass ich etwas nicht weiß. Warst du dazu jemals bereit?«

* * *

Kortid stöhnte im Schlaf.

}}} Von allen Seiten kroch die Dunkelheit in den Wald. Die Wesen der Nacht erwachten und schärfen ihre Krallen. Aus den Furchen knorriger Stämme blickten Rindengesichter Kortid unverwandt hinterher, als er zwischen den Farnen dahinstolperte. Spinnen an dünnen Silberfäden ließen sich aus den Baumkronen herabgleiten und schwebten lautlos über seinem Kopf.

Kortids Fuß verding sich in einer Wurzel. Er stürzte, aber sprang sofort wieder auf und eilte mit blutender Hand weiter. Es blieb ihm keine Zeit mehr. Er musste Hun finden und nach Hause bringen, bevor die Nacht sie alle mit ihren schwarzen Zähnen verschlang.

Mit gedämpfter Stimme rief Kortid nach seinem Freund. Doch nicht Hun, sondern der Wald antwortete, mit Rascheln und Knacken, mit dunklem Gehusche zwischen den Wurzeln, mit dem Winken graufingriger Blätter.

Kortid leckte sich die Lippen. Er schlich den Schatten einer Dornenhecke entlang, bis ein gefallener Baumstamm ihm den Weg versperrte. Kortid setzte sich darauf, schwang die Beine hinüber – und landete direkt in der Hölle.

Er schrie auf. Zu seinen Füßen lag Huns nackter Körper, blutüberströmt, mit einem dunklen Dämon an der Kehle. Fangzähne glänzten im Mondlicht. Doch Kortids Schrei verwandelte den Schattengeist in eine Fahne, die in die

Finsternis davonflog. Kortid fiel neben Hun auf die Knie und packte seine Schultern. »Hun! Hun!«

Doch Huns Augen waren starr, tot. {{{

Kortid fuhr mit einem Ruck hoch. Seine Hände umkrampften die Bettdecke in einem schweißnassen Griff. Er biss sich auf die Lippe. Reglos starrte er in die Dunkelheit seiner Kammer, auf Huns leere Matte und auf die Bilder, die sich in seinem Kopf ohne Pause und ohne Erbarmen wiederholten.

* * *

Das Sonnenlicht zeichnete Kringel auf den Waldboden und als Amalai den Kopf in den Nacken legte, sah sie die Blätter hell und grün leuchten im durchscheinenden Licht. Affen und Vögel riefen aus den Baumkronen zu ihr herunter. In ihrem Korb lagen Rindenstücke und Beeren, Knospen und Wurzeln. Sogar die Pilze, die sie dringend für die bestellte Heilsalbe brauchte, hatte sie gefunden. Wahrlich eine reiche Ernte. Amalai hätte zufrieden nach Hause gehen können.

Aber sie tat es nicht.

Irgendetwas trieb sie vorwärts, zog sie an, leise und unmerklich, doch unwiderstehlich. Amalai verließ ihre üblichen Pfade durch den Wald. Sie war nun viel weiter östlich als sonst, und als sie sich nach Süden wandte, begann der Boden unter ihren Füßen rasch anzusteigen.

Amalai ging weiter.

Sie wusste nicht, wohin. Oder vielmehr, warum. Sie sprach die Frage nicht aus, und auch nicht die wartende Antwort. Sie zog einfach weiter, nur ein Stückchen noch, und noch eines.

Der Hang wurde immer steiler.

Bäume und Büsche krallten sich mit zähen Wurzeln zwischen die Felsen, die durch den Waldboden ragten. Bald schon musste Amalai ihre Hände zu Hilfe nehmen, Halt suchen bei einem Ast hier, einer Steinkante da. Mühsam kletterte sie voran bis zum Grat.

Hier wurde der Boden wieder zu einer sanften Welle. Die Bäume wuchsen schlank und gerade, aber es waren die letzten. Zwischen ihren Stämmen konnte

Amalai schon den offenen Himmel sehen und die weiten Wiesen des Hochlands.

Sie trat aus dem Wald heraus und war gebadet in hellem Sonnenlicht. Zu ihrer Rechten dehnte sich das Hochland unter endlosem Blau. Doch zu ihrer Linken stieg der Boden zu höheren Gipfeln an, und zu kargen Felsen.

Zwischen den Steilwänden lag der Eingang zur Schlucht.

Amalai hatte es gewusst, irgendwo tief drinnen. Dass dies der Ort war, der sie rief, und zu dem ihr Herumstreifen im Wald sie führen würde. Statt dem langen, gewundenen Pfad der Schafhirtinnen zu folgen und dann wieder um die Anhöhe herum abzustiegen, war Amalai auf direktem Weg durch den Wald geklettert, bis zur Wiese vor der Kluft.

Und da war sie nun.

Über das Grasland hinweg konnte Amalai die ersten Deewelarque-Büsche sehen, die sich im Schatten der großen Steine hervor wagten. Dahinter lag der Eingang in eine noch tiefere Dunkelheit.

Sie ging einige Schritte darauf zu, hielt dann aber wieder inne. Wind lief über das Hochland und zog an Amalais Kleidern, spannte ihren Rock wie ein volles Segel und ließ ihn wieder fallen.

Amalai stand vollkommen still. Sie lauschte.

War da etwas Ungewöhnliches, Unirdisches? Da waren Felsen. Und dunkle, dornige Deewelarque. Eine Brise fuhr durch die Blätter und ließ sie rascheln. Ihr Flüstern wurde deutlicher, persönlicher, wie das grüne Gemurmel einer alten, kratzigen Stimme.

Amalai legte ihren Kopf in den Nacken und schloss die Augen. Sie vertraute sich ihren Ohren an, nahm das Heben und Senken der großen Lunge wahr, die rund um sie ein- und ausatmete und die Luft durch die Welt strömen ließ, im leisen Gerede knorriger Stämme und kantiger Steine, wogender Halme und junger Triebe.

Amalai begann mitzureden, zu antworten. Leise sumnte sie in der Tiefe ihrer Kehle, dann ihres Bauches. Sie murmelte und wob Worte in ihre Klänge, die sie selbst nicht verstand. Amalai ließ ihr Lied anschwellen. Gemeinsam mit dem Wind und der Erregung der Blätter wurde sie laut und eindringlich, wie in einer Auseinandersetzung. Dann ließ sie nach, sprach mit der abflauenden Brise wieder ruhig und leise. Amalai seufzte ein paar beruhigende Töne, ein Zugeständnis, eine Versöhnung. Sie kehrte zur Ruhe zurück, zur Sanftheit und

zum Lauschen. Zum friedvollen Beisammensein in der Gemeinschaft rauschender Blätter und säuselnder Gräser. Sie blieb lange bei ihnen, hörte ihre Sprache und sang ihre eigenen Lieder, leise und gedämpft wie sie. Amalai wob ihre Stimme in die Vielzahl der Wesen um sie herum, fand Klänge und Worte in sich, die sie noch nicht kannte, Laute, die sie in sich trug, um mit dem Wind und den Wiesen zu reden.

Amalai fühlte nicht, wie die Zeit verging. Aber sie merkte, wie der Schatten des Gipfels sich über die Wiese legte. Die Sonne war schon fast hinter dem Berg verschwunden und eine Abendstimmung lag über dem Land. Blass wie ein Nebelschleier stieg ein breiter Sichelmond über den Wäldern auf.

Langsam drehte Amalai sich um. Sie machte sich auf den Rückweg, mit kleinen, zögernden Schritten. Dann etwas mutiger, zielstrebig, klar ausschreitend in Richtung menschlichen Lebens und ihres eigenen Heims. Noch gab es so viel Licht, dass sie den Abstieg über die rauen, unvertrauten Steilhänge schaffen konnte.

Am Waldrand hielt Amalai inne und blickte zurück. Der Eingang zur Schlucht lag still und unbewegt da. Das Grün der Deewelarque erschien schon fast Schwarz, und schweigsame Felsen bewachten eine Öffnung, die nach und nach vom Dunkel der Nacht verschlungen wurde.

Verlem sah Amalai nicht.

8

»Wie alt waren deine Eltern zur Zeit des Wandels? Als die Feudalen ins Exil geschickt wurden?« Rebonya zog fragend die Augenbrauen hoch.

Gureev blickte von seinem Buch auf. Dann las er weiter.

Rebonya schätzte und rechnete. »Krabbekinder, wahrscheinlich. Sie haben sich damals noch nicht für Politik interessiert.« Ihre Stimme wurde etwas sanfter. »Wir sind zu jung. Selbst deine Eltern sind zu jung, um vor dem Wandel aktiv gewesen zu sein. Wie kann all das noch so großen Einfluss auf dich haben?«

Gureev klappte sein Buch zu. Er stand auf und ging zum Fenster, wo er schweigend in den Hof hinaus blickte.

Aber dann antwortete er doch. Er drehte sich zu Rebonya um. »Ich bin nicht mit meinen direkten Vorfahren aufgewachsen. Die waren eher wie Onkel und Tante für mich. Ich war immer wieder über den Winter bei ihnen in der Stadt, als ich schon größer war. Ich fand sie nett und interessant. Sie waren mir nur nicht so nahe wie Eltern.« Gureev strich mit der Hand über sein krauses Haar. »Es waren die Ältesten meiner Familie, die meine Eltern wurden, indem sie mir Tag für Tag ihre Zeit, Kraft und Liebe schenkten.«

Die Wolken rissen auf und für einen Moment schien der Vollmond durch das Fenster herein.

Gureev ließ das blasse Licht auf seiner Hand spielen. »Meine Eltern sind also viel älter, mittlerweile über siebzig. Und sie hatten machtvollen Positionen zur Zeit des Wandels. Sie waren Prinzen bei Hofe und hatten mit Anfang Dreißig ihre Zukunft noch vor sich. Darum wurden sie als gefährlich eingestuft und ins Exil geschickt, wie so viele andere Feudale auch. Auf ein Landgut verbannt, für den Rest ihres Lebens.« Gureev starrte auf die karge Wand der Kammer, oder durch sie hindurch. »Ich teilte ihr Exil. Auf dem Gut gaben sie mir eine Heimat. Und meine Erziehung.«

Eine Erziehung im Geiste der Prinzen bei Hofe, dachte Rebonya und schluckte einen beißenden Kommentar hinunter. Sie hakte ihre Daumen im Gürtel ein und starrte auf ihre Füße.

Gureev sah sie an.

»Erzähl mir von dem Gut«, murmelte Rebonya.

Ein Leuchten kam in Gureevs Augen. »Es ist wunderbares Land. Sanfte Hügel voller Felder und Haine, Weiden und Bäche. Freundlich und fruchtbar.« Seine Stimme war warm. »Das Gut selbst ist nicht besonders groß. Ein paar Dutzend Leute lebten da.« Er hielt inne. »Es ist in Zonzelon. Alle Feudalen wurden an unterschiedliche Orte verbannt, wie du vielleicht weißt. Ohne Kontakt zueinander. Meine Eltern haben ihre Freundinnen nie wieder gesehen. Auch ihre Familie nicht, bis auf die wenigen Personen, die gemeinsam mit ihnen ins Exil geschickt wurden.« Gureevs Ton wurde bitter. »Und natürlich waren die Leute auf dem Gutshof alle unsere Wachen. Auch wenn sie sich bemüht haben, es uns nicht merken zu lassen, und den Schein zu wahren. So als ob wir irgendeine beliebige Familie wären, die Zeit auf ihrem bescheidenen Landsitz verbringt.«

»Sehr bescheiden«, brummte Rebonya und bereute es sofort.

Gureev fuhr herum. »Warum erzähl ich dir das überhaupt? Du suchst ja doch immer nur nach Futter für deine Vorwürfe. Nach Material, das du gegen mich verwenden kannst, egal wie.« Er nahm sein Buch und ging.

Rebonya schaute zu Boden. Sie kickte einen unsichtbaren Kiesel hin und her. Dann hob sie den Kopf und folgte Gureev.

Der Gemeinschaftsraum war fast leer. Ein paar Laternen warfen ihr warmes Licht auf eine alte Truhe hier, ein verblichenes Wappen dort. Unter dem schwarzen Rechteck des Fensters saßen zwei Kadetten eingehüllt in den goldenen Schein, die Ellenbogen auf einen Tisch gestützt. Mit gefurchter Stirn brüteten sie über ihren Wälzern und machten sich ab und zu eine Notiz.

Abgesehen davon war nur Gureev da. Er saß auf der anderen Seite, den Rücken zum Raum gekehrt.

Rebonya trat zu dem Buchregal in seiner Ecke. Sie ließ ihren Blick über die Titel gleiten und betrachtete die glänzenden Buchstaben auf den Rücken, so als wäre sie deswegen gekommen. Ihr Finger glitt über einen brüchigen Einband nach dem anderen.

Als sie schließlich sprach, war es wie ein Wort, das an die alten Bücher gerichtet war, ein Gedanke, der in der Luft hing ohne Zweck und Bestimmung, so wie der Staub im sanften Licht.

»Tut mir leid.«

Rebonya drehte sich um und ging zurück in die Kammer, ohne auf Antwort zu warten.

* * *

Matte Sonnenstrahlen fielen durch die hohen Fenster des Tempels zu Toan und spielten auf dem abgetretenen Kalksteinboden und den elegant gewundenen Säulen. Der ganze Raum war in ein diesiges Licht aus Milch und Honig getaucht, in Spuren von Weihrauch und verblichener Andacht.

Lahoon wünschte, er wäre in Weiß gekleidet, so dass er sich ganz natürlich in dieses erhabene Bild einfügen würde, eine weitere stille Figur in den Farben von Bernstein und Elfenbein. Doch da kam die Tempeldienerin zurück und Lahoons ganze Aufmerksamkeit wandte sich den Schätzen zu, die sie in ihren Armen trug.

»Vielen Dank!« Begierig nahm Lahoon das Bündel alter Schriften entgegen. Er ließ sich auf einer Matte bei der Wand nieder. Als Lahoon die erste Bambusrolle öffnete, stieg ihm der Staub von Jahrzehnten und der Geist von Jahrhunderten entgegen. Ehrerbietig ließ er den Finger über die Tafeln streichen und tauchte ein in die Weite großer Legenden, in die Tiefe ewiger Mythen.

Stunden später war das Sonnenlicht geschwunden und nur ein paar magische Laternen glommen zwischen den Schatten. Lahoon merkte nichts davon. Er war vergraben in göttlichen Sagen, in alten Mären und vergessenen Prophezeiungen. Doch schließlich kam die Tempeldienerin und wünschte ihm eine gute Nacht. Gerade noch rechtzeitig.

Lahoon murmelte hastige Dankesworte und ließ einen Haufen unvollendeter Heldenreisen bis zum Morgen zurück. Er schnappte seine Tasche und eilte hinüber zum Sommerstern, der ältesten Taverne in Toan, wo sein Konzert jeden Augenblick beginnen würde.

* * *

Beim Drüberklettern legte Rebonya liebevoll die Hand auf das große Kupferrohr, das sich hinten durch die Badegärten schlängelte. Sie lauschte auf das Rauschen darin, und den Herzschlag der Magie darunter.

Ein Lächeln lag auf Rebonyas Gesicht, während sie durch die hohen Farne watete. Ein kleines Haus tauchte vor ihr im Gebüsch auf, mit einem völlig vermoosten Dach aus Terrakotta-Ziegeln. Der gelbe Putz der Wände bröckelte und dunkelgrüner Lack blätterte von den Fensterläden. Es sah heimelig aus, fand Rebonya, gemütlich und geheimnisvoll zugleich. Sie konnte sich keinen besseren Ort vorstellen, um ihre freien Abende zu verbringen. Mit glänzenden Augen klopfte sie an.

»Hmm?«, kam die Antwort von drinnen. Rebonya zog die Tür einen Spalt auf und zwängte sich hindurch. Unleha stand über ihren Arbeitstisch gebeugt und blickte auf die komplizierten Muster und unzähligen Linien auf einem Pergament. Um sie herum herrschte ein Durcheinander magischer Gegenstände: Haufen aus Kristallen und gläsernen Fäden, halbgeöffnete Holzdosen, metallische Instrumente unterschiedlichster Bestimmung, aufgerollte Pläne und Zeichnungen.

»Rebonya!« Ein drahtiges Mädchen hopste von der Bank an der Rückwand. Es war Veertan, eine von Unlehas Töchtern, die mit ihren zwölf Jahren ebenso energiegeladen war wie Rebonya selbst. »Schau, was wir haben!«

Stolz hielt Veertan eine schlanke Holzschatulle hoch, die glatt poliert war und etwa so lang wie ihr Unterarm. »Eine Traption, ganz selbst gemacht! Unleha hat ihr gerade den Funken gegeben, und ich habe geholfen!«

Rebonya trat vorsichtig näher und spähte in die geöffnete Schatulle. Ein Labyrinth unsichtbarer Fäden glänzte vor ihren Augen, und dazwischen Kristalle von eiskalter Klarheit, oder von zartem Grün und tiefstem Violett.

»Was kann sie?«, fragte Rebonya.

»Nicht sagen, nicht sagen!«, beschwor Veertan Unleha und wandte sich gleich wieder um. »Ich zeig's dir!« Veertan zog Rebonya am Ellbogen hinaus in die Wildnis vor der Hütte. Das Abendlicht war sanft, voll blauer Schatten, und die Bäume standen als schwarze Silhouetten vor einem Himmel aus Lavendel. Veertan watete einige Schritte durch das kniehohe Grün, bis sie zwischen all den Ranken und Farnen eine flache Stelle voller Moos fand. Dort legte sie die Traption ab.

Rebonya ging neben Veertan in die Hocke.

»Jetzt schau«, flüsterte Veertan.

Mit dem Druck ihres Daumens schoss ein Lichtstrahl aus dem Holz, eine helle blaue Säule, die in den Himmel ragte. Zwischen den wogenden Schatten und den schwindenden Farben des Abends wirkte der klare Schein geradezu unwirklich, anderweltig.

»Ist das nicht schön?« Veertan wandte sich mit leuchtenden Augen zu Rebonya um.

Unleha hockte sich zu ihnen. »Es ist etwas ganz Besonderes. Eine völlig neue Art, Licht zu kreieren. Unsere klassischen magischen Laternen könnten das nie.«

Rebonya ließ sich bezaubern von dem blauen Leuchten, diesem göttlichen Finger, der geradewegs in den Himmel zeigte. Sie war gebührend beeindruckt. Erst nach einer angemessen langen Frist der staunenden Bewunderung wandte sie sich an Unleha, um zu fragen: »Und wozu brauchen die Leute das?«

Unleha zuckte mit den Schultern. »Keine Ahnung. Muss es einen Zweck haben, außer großartig auszusehen?«

»Aber haben sie denn beim Bestellen nichts dazu gesagt?«

»Nein. Ich habe auch nicht direkt mit den Leuten gesprochen, die es haben wollen, sondern nur mit Tenatetlan, der Krämerin. Sie organisiert das hier für jemand anderen. Ich glaube, sie machen sogar mehrere davon. Tenatetlan scheint alle Almechas der Umgebung zu fragen. Aber wie auch immer«, wechselte Unleha plötzlich das Thema, »es gibt noch andere gute Neuigkeiten, hast du schon gehört?«

Sie stand abrupt auf. »Die Untersuchung geht los. Wegen Hun. Das heißt, die offizielle Kontrolleurin für Lernlauben wird demnächst in der Kaserne auftauchen, beziehungsweise in der Kadettenschule der Klinge. Und sie wird fragen, wie in aller Welt es passieren konnte, dass ein Junge dort zu Tode gekommen ist.« Unlehas Stimme war schneidend. »Und ob vielleicht irgendetwas an diesem System geändert werden muss, damit das nicht noch einmal passiert.«

* * *

Kalter Stahl blitzte im Abendlicht, als Kortid seine Waffe schwang. Mit einem kraftvollen Ausfall stieß er auf den Feind, parierte, attackierte erneut. Balken und Strohpuppen zuckten, als Kortids scharfes Schwert sie traf und jedes Mal genau ihre Herzpunkte markierte. Schweiß lief über Kortids Stirn, aber seine Miene war hart und entschlossen. Er ließ erst ab, als die anderen Kadetten ihn riefen.

Die Stunde war gekommen.

Es war Zeit, den Exerzierhof zu verlassen und sich in den Straßen der Stadt der Dämmerung zu stellen.

»Zum Glück ist dies die letzte Nacht, wo wir schutzlos hinaus ziehen.« Ein blasser Vollmond sah schweigend auf Kortid hinunter, der seine Klinge energisch zurück in die Scheide schob. »Schon morgen kommt uns die Magie zu Hilfe.« Er biss die Zähne zusammen. »Wir können nur hoffen, dass wir diese Nacht dem Tod noch einmal entrinnen.«

Hinter ihm verzog Rebonya das Gesicht. »»Dem Tod entrinnen«, also echt! Behrlem ist nicht gerade lebensgefährlich.«

»Halt die Klappe!« Kortid fuhr herum. »Kein Wort mehr! Wage es ja nicht, mich noch einmal anzuzweifeln! Ich habe den Dämon gesehen, mit eigenen Augen, und niemand wird mir etwas anderes erzählen. Du warst nicht dort! Du hast keine Ahnung! Also halt den Mund!«

Rebonya ballte die Fäuste. »Ich war nicht dort, aber ich bin hier! Und auch ich habe Augen, und ich kann sehen, was hier–«

»Nein, kannst du nicht!«, schrie Kortid. »Du weißt gar nichts! Alles, was du hast, sind Geschichten und Hirngespinnste. Theorien. Aber ich habe diesen Dämon gesehen! Direkt vor mir. Auf Huns toter Brust.«

Kortids Gesicht war blass geworden, und alle Muskeln seines Körpers hart wie Stahl. Bilder jener Nacht stiegen ungebeten vor seinem inneren Auge auf, von einem dunklen Wald, von schwarz drohenden Bäumen. Von Huns verdrehten Gliedern und seinem totenstarren Gesicht.

Kortids Atem wurde flach und unregelmäßig. Mit fiebrigen Augen fixierte er Rebonya. »Wage es nicht!«

9

Dunkle Wolken hingen über der Piazza und ließen den späten Nachmittag düster und müde erscheinen. Nur ab und zu strahlte ein heller Silberglanz auf und umrandete die barocken Wolken mit dramatischem Himmelslicht. Doch dann verschwand er wieder und tauchte unter in Bergen von regnerischem Grau, die ihre Schatten über die Stadt warfen.

Die Krigas standen in Formation, mitten im Zentrum der Stadt. Auf dem Platz vor dem Schreibhaus formten sie ein sauberes, ordentliches Rechteck, und einen großen, losen Kreis außen herum. Eine Begrenzung, die respektiert wurde. Denn auch wenn zwischen den einzelnen Krigas im Außenkreis viel Abstand war, so ging doch keiner der schaulustigen Menschen zwischen ihnen hindurch. Sie blieben alle außerhalb und warteten.

Ein Kriga nach der anderen trat aus der Formation und ging mit abgehackten Schritten vor bis zu Berqar, die mit feierlicher Würde eine Holzschatulle in die ausgestreckten Hände legte.

Die Krigas schlugen die Hacken zusammen und marschierten steif und aufrecht zurück. Alle, bis auf den letzten. Auf ein leises Wort von Berqar hin blieb Gureev zurück und stellte sich ganz allein vor die geschlossenen Reihen.

Im Kreise der Krigas schien das Licht zu schwinden. Ominöse Dunkelheit senkte sich herab. Aber dann floss ein Funkenstrom über den Boden und sammelte sich zu einem leuchtenden See. Das Glimmen wurde stärker, hell wie glühende Kohlen, gleißend wie eine Sonne. Für einen Moment hielten die Menschen schützend die Hand vor die Augen.

Als sie wieder hervorkommen konnten, stand ein Magja im schwindenden Gold. Seine Robe wogte, als er mit machtvoller Geste den Stab hob.

Alle Krigas ließen sich auf ein Knie nieder. Sie hielten die Holzschatullen ehrfürchtig vor ihre Brust, den Blick gebannt auf dem Magja gerichtet.

Pramus ließ seinen Stab auf dem Boden aufknallen. Er sprach nur ein Wort, und aus jeder der Schatullen schoss ein heller, blauer Strahl. Ein Säulenwald aus Licht erfüllte die dämmrige Piazza.

»Oooh«, murmelte die Menge.

Doch dann grollte Donner in den Wolken hoch droben. Besorgt sahen die Menschen hinauf. Aber es war keine Naturgewalt, die über ihnen drohte, sondern ein magischer Strudel aus Licht und Finsternis. Schwarz und blutrot wirbelten die Spiralen in wütendem Tosen über den Krigas und sanken allmählich tiefer. Der Donner schwoll an, wurde ohrenbetäubend, schier unerträglich. Die Krigas knieten unbewegt unter dem Ansturm, ihre Lichtschwerter hoch erhoben.

Schon stach das leuchtende Blau in den Wirbelsturm. Ein Zischen ging durch die Blutwolken, ein schmerzliches Zucken. Doch dann senkten sie sich weiter ab. Nur noch Haaresbreite trennte sie von den Köpfen der Krigas. Bei der ersten Berührung schwoll der Donner an zum Gebrüll eines Drachen, und die Schwerter glühten auf wie eine Stichflamme.

Der Donner brach. Der Wirbel verschwand.

Die Krigas verharrten in regloser Stille, ihr Knie gebeugt, ihr Atem flach. Langsam kühlten die Lichtschwerter ab, von weißem Glosen zu einem milden, blauen Schein.

Für einen Moment schwebte der Geist des ewigen Krigas in der Abenddämmerung, überlebensgroß und von innerem Licht erfüllt. Kraftvoll schwang er sein leuchtendes Schwert.

Dann verblasste die Erscheinung.

Der Magja drehte seinen Stab.

In völligem Gleichklang erhoben sich die Krigas. Sie löschten ihre Schwerter und machten kehrt. Einen Augenblick später waren sie in der Dämmerung verschwunden.

* * *

»Das macht sie mit Absicht.« Rebonya drehte sich zu Gureev um und sah ihn an, bevor sie sich auf ihre Matte zurück plumpsen ließ. »Was denkst du denn? Warum hat sie dich da vorne allein stehen lassen, wie jemand ganz Besonderen? Alle sollten das sehen. Nicht nur wir Krigas, sondern sogar die Leute aus der Stadt.« Rebonya schüttelte den Kopf. »Und diese ganze Vorführung war bloß der Beweis, dass Traptionen vielleicht blaues Licht ausstrahlen können, aber nur die Kraft eines alten Magjas ihnen wahre Macht

zu geben vermag. Nur er kann sie in unbesiegbare Lichtschwerter verwandeln, die Dämonen vernichten. Und auch wenn es viele von uns tapferen unbekannten Krigas braucht, um diesen Kampf zu führen, so gibt es doch einen, der vor allen steht, der auserwählt wurde: den einsamen Helden. Dich. Kein Wunder, dass der Traumkriga zum Schluss aussah wie ein Gureev.«

Gureev zog unbehaglich an seiner Decke. »Er sah nicht aus wie ich.« Er drehte sich zur Seite. »Auch seine Haut war nicht schwarz. Das schien nur so, wegen des seltsamen Lichts. Das war alles.«

* * *

»Und ich habe da auch noch mitgeholfen, ohne es zu ahnen!« Unleha schäumte.

»Sie haben uns benutzt.« Tenatetlan knirschte mit den Zähnen. »Sie haben unverfängliche Mittelsleute zu mir als Krämerin geschickt, um den Auftrag weiterzugeben. Damit ich Almechas anfrage, die nie im Leben ihr Können zur Verfügung gestellt hätten für die Fabrikation von Lügen und Illusionen. Lichtschwerter, also wirklich! Was für ein Affront für alle vernünftigen Almechas!«

Ein unwillkürliches Grinsen machte sich auf Unlehas Gesicht breit. »Aber die Traption selbst ist toll. Für sich genommen. Hat mir Riesenspaß gemacht, das zu bauen. Unglaubliche Technik. Völlig neuer Zugang zu Licht. So etwas habe ich echt noch nie gesehen.«

»Sie haben dich missbraucht!«, stieß Tenatetlan hitzig hervor. »Was denken die, wer sie sind? Die spucken dir ins Gesicht! Das kannst du nicht auf dir sitzen lassen.« Tenatetlan ballte die Faust. »Du musst dich wehren! Zurückschlagen, ohne Kompromisse!«

* * *

Sorgsam lehnte Kortid die Holzschatulle neben seiner Matte an die Wand. Er ließ die Finger über die glattpolierte Oberfläche gleiten. Mit einem tiefen Atemzug drückte er darauf.

Licht flammte auf. Strahlend hell durchbrach das magische Schwert die Finsternis. Die Dunkelheit der Kammer war gebrochen. Mit dem Hauch eines Lächelns lehnte Kortid sich zurück und ließ den Griff des Schwertes los.

Kortid schlüpfte unter die Decke, den Blick zum Raum gewandt, und stellte sicher, dass er ein Auge offen halten konnte, falls nötig. Dass die Waffe in Reichweite war und er sie mit einem schnellen Griff hochschwingen konnte.

Kortid lag still und lauschte seinen Gedanken. Nachts war die Gefahr am größten, da war er sicher. Der Dämon würde in der Dämmerung kommen. Wenn er kam, wenn er wieder zuschlug, dann wäre es im Dunkeln.

Weshalb es kein Dunkel geben durfte. Es musste Licht da sein, immer. Und die Schwerter griffbereit. Die Krigas durften keinen einzigen Augenblick unaufmerksam sein, vor allem nicht nachts. Schon gar nicht in einer Nacht wie dieser, wo der Mond gänzlich von schwarzen Wolken verschluckt wurde.

Kortid biss sich auf die Lippen. Er wandte sich wieder dem Schwert und seinem unfehlbaren Strahlen zu. Ein tiefer Seufzer entrang sich seiner Brust. So sollte es sein. Sie waren kampfbereit. Mit der Magie der Schwerter an ihrer Seite hätten sie eine Chance. Vielleicht sogar die Hoffnung, dass der Dämon gar nicht erst käme, abgeschreckt durch die Kraft des Zaubers. Der magische Schein allein mochte ihnen Sicherheit geben.

Auch wenn viele das nicht einsahen und es für übertrieben hielten. Oder sich in ihrer Faulheit lieber für kleine Annehmlichkeiten entschieden, wie zum Beispiel dafür, im Dunkeln ganz bequem zu schlafen.

»Narren!«, dachte Kortid wütend. »Riskieren da ihr Leben! Sie legen sich gedankenlos zur Ruhe, nur um vielleicht nie wieder aufzuwachen.«

* * *

Amalai blinzelte verschlafen ins Morgenlicht. Ihre Hand tappte zur Matte neben ihr, doch die war kalt und leer. Amalai zögerte; dann fiel es ihr wieder ein. Lahoon war in Toan.

Sie stand auf und ging hinüber in sein Atelier, wo sie durch das Gedränge aus Staffeleien und halbfertigen Gemälden spazierte. Einhörner und Drachen blickten Amalai von den Leinwänden entgegen, und unbekannte Wesen aus Licht und Äther, die über unirdischen Landschaften schwebten. Amalai wandelte zwischen Elfenauen und einsamen Tempeln, zwischen Traumbildern

und unerzählten Geschichten. Sie war umgeben von Welten, die erst gefunden werden wollten, die auf Begegnung warteten. Amalai fühlte die Sehnsucht und die Liebe.

Sie dachte an Lahoon.

Und sie dachte an Verlem.

* * *

Durch das tiefe Grün des Waldes stieg Amalai zu den Bergen auf, wieder und wieder. Sie hatte es aufgegeben, nach Erklärungen und Begründungen zu suchen. Sie ging einfach. Für einen weiteren flüchtigen Moment, eine weitere unermessliche Stunde, die sie mit dem Wind und dem Gras verbrachte, mit den Felsen und den Deewelarque. Mit dem Lauschen auf das leiseste Flüstern, auf einen Hauch von Fey.

Amalai näherte sich dem Eingang der Schlucht nur vorsichtig und indirekt. Sie änderte ihre Richtung ein winziges bisschen, kam gerade mal ein ganz klein wenig näher heran. Dann blieb sie stehen und verharrte in Stille für einen langen Nachmittag, an dem sie auf die Brise und die flüsternden Blätter hörte.

Ein ander Mal, als sie wiederkam, ging sie bloß einen Schritt weiter und setzte sich dort in die Wiese, verwurzelt wie eine Pflanze. Ein Hase kam und setzte sich ihr mit gebührendem Abstand gegenüber. So saßen sie beide und warfen sich verstohlene Blicke zu, bis es Zeit für den Hasen wurde, nach Hause zu gehen.

Amalai fühlte, wie sich die Luft um sie bewegte, wie sie in die Schlucht hinein wehte und wieder heraus. Sie wurde mit dem Geruch vertraut, den sie ihr zutrug, von der dunklen Atmosphäre im Inneren, von Abgeschiedenheit und Stille.

Amalai legte ihre Hand, dann ihre Wange auf die Felsenbrocken der Wiese. Sie sandte einen Ruf in die Tiefen des Urgesteins, hörte die Unendlichkeit der Zeit, die Massigkeit der Welt. Mit ihrem Atem hauchte Amalai über die Flechten, die den rauen Stein zierten, freundete sich an mit ihren kunstvollen Mustern, mit ihren dezenten Schattierungen von Grau und Weiß. Sie ließ sich das Maß zeigen, in dem für die Flechten die Zeit verging und blieb bei ihnen, alterslos.

Amalai sah die Wolken über die Berge ziehen. Sie sah, wie das Licht schräg auf die Wiese fiel und wie ein abnehmender Halbmond blass in den Morgenhimmel schwand. Sie fühlte, wenn die Dunkelheit hinter den Felsen der Schlucht dichter wurde.

Sie spürte Verlem.

Er war da. Er war immer da gewesen, jedes Mal. Amalai hatte es gewusst, selbst an jenem ersten Abend, als sie ihn nicht gesehen hatte.

Sie fühlte seine Gegenwart. Oder war es die Gegenwart des ganzen Berges, die Amalai fühlte, die der Gräser und der Dornbüsche? Amalai konnte nicht mehr unterscheiden zwischen Verlem und dem Wind, seinem Schatten und den Aromen der Schlucht. Es spielte auch keine Rolle mehr, so als würde letztlich doch alles auf ein und dasselbe hinauslaufen.

Und so kam Amalai wieder, immer wieder, um bei ihm zu sein, bei ihnen allen.

Verlem war da.

Er kam nie zu ihr. Er näherte sich nicht, machte keine Bewegung, keinerlei Anstalten, um sie zu treffen oder mit ihr zu sprechen.

Er war einfach nur da. Er saß auf einem der Felsblöcke. Er stand neben einer Deewelarque, wo er so sehr mit ihrem Schatten verschmolz, dass Amalai seinen Umriss erst nach Stunden bemerkte.

Manchmal schaute Verlem zu ihr hinüber, so wie sie zu ihm. Aber er tat es nur für einen kurzen Moment, nur einen Blick, gerade lang genug, um sie wissen zu lassen, dass er sie gesehen hatte. Dass er wusste, dass sie da war. Dann wandte Verlem sich wieder ab und schaute hinaus in die Weiten des Tales.

Genau so saß er auch jetzt auf der Wiese vor den Felsen. Seine Augen ruhten auf dem Abhang vor ihm, den Blumen und Wildkräutern, den rauschenden Wäldern am Fuße der Berge.

Verlem war vollkommen ruhig. Er hatte die Füße auf dem Boden aufgestellt und ließ die Beine leicht auseinanderfallen, seine Arme um die Knie gelegt, die Hände locker verschränkt.

Amalai sah sein Profil, seinen fragilen Körper, seinen zarten Kopf. Seine dunklen Augen, die in die Ferne schweiften. Die milde Sonne des späten Nachmittags lag auf seinem Gesicht, liebte die weiße Haut und ließ die

hohen Wangenknochen hervortreten. Sein feines schwarzes Haar war aus der Stirn gekämmt, und nur eine einzelne lose Strähne fiel über seine Schläfe.

Verlem schien so still, so unbedrohlich wie immer.

Amalai fühlte ihr Herz rasen. Aber

Ganzes Buch

